

Liebe Vereinsmitglieder!

»Die beiden Großkirchen in Deutschland leben seit langem im Modus der Krise. Dieses Krisengefühl prägt alle Leitungsentscheidungen, das alltägliche Leben in den Gemeinden und – vor allem – die Gestimmtheit der Kirchen. Dabei ist eine Krisenwahrnehmung vorherrschend, die versucht, das Bestehende mit größter Anstrengung zu erhalten. Erschöpfung allenthalben ist die Folge. Die andere Möglichkeit, in der Krise auch eine Chance zu erkennen, wird dagegen kaum gesehen, weil die meisten Versuche, die Krise der Kirche zu definieren und sie auf Zukunftsfähigkeit zu trimmen, zu kurz greifen.«



So schrieb jüngst Professor Dr. Peter Scherle, Direktor des Theologischen Seminars der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau, in der FAZ. Ich denke, liebe Mitglieder, Peter Scherle hat Recht. Es ist höchste Zeit, vom alles lähmenden Krisenmodus abzurücken. Davon war auch etwas auf der diesjährigen Landessynode zu spüren. Vieles liegt vor uns, vieles ist ungeklärt und doch gilt es, gerade im Hinblick auf den Pfarrdienst, das aufzunehmen, was Präses Annette Kurschus in ihrem Bericht vor der Synode ausführte:

»Bezüglich des Pfarrbildes ist zu diskutieren, ob die evangelischen Kirchen tatsächlich einem Pfarrermangel entgegengehen: Unter welchen Voraussetzungen wird ein Zustand als ›Mangel‹ wahrgenommen? Gibt es ein ›Normaljahr‹, an dem gemessen ein Mindestbestand postuliert werden sollte? Womöglich bilden die sinkenden Pfarrstellenzahlen einen Prozess ab, der den Pfarrdienst nicht ab-, sondern aufwertet und wieder Raum für die Dienstgemeinschaft der vielen Ämter und Dienste in beruflicher und ehrenamtlicher Form schafft.«

Auch hier denke ich: ja, die Präses zeigt eine Chance auf. Voraussetzung für eine echte Aufwertung des

Pfarrdienstes ist nun allerdings, dass die Pfarrerinnen und Pfarrer endlich zu dem zurückkehren können, was ihres Amtes ist. Nämlich Verkündigung, Seelsorge und Unterricht, Kommunikation des Evangeliums in vielfältiger Weise. Aber ohne den Ballast von ausufernder Verwaltung, schleppender und teils chaotischer NKF-Einführung, IT-Neuordnung und vielem anderen mehr. Gemeindegliederzahlen von als 3.500 Mitgliedern und mehr waren in der Vergangenheit für viele Pfarrerinnen und Pfarrer der Normalfall, jedoch ohne all die innerkirchlichen Anforderungen,

mit denen wir es heute zu tun haben. Hier gilt es, für Klarheit und Entlastung zu sorgen. Der Pfarrverein unterstützt seit langem alle Vorstöße in diese Richtung.

Und unser Pfarrverein stellt, neben allen anderen Aufgaben, die der Vorstand erfüllt, immer wieder die Theologie in den Vordergrund. So auch auf unserem nächsten Pfarrtag am 1. Juli 2019 in Münster mit Professor Dr. Michael Beintker, der uns in höchst kompetenter Weise (wieder) auf die Spur von Karl Barths Theologie bringen wird. Streichen sie sich diesen Termin dick im Kalender an – das lohnt sich wirklich!

Herzliche Grüße

Ihr Jan-Christoph Borries

Inhalt

Früchte einer »KiWi-Synode«. Landessynode 2018	2
Was »Digitalisierung« in der Kirche nicht heißen kann	4
Dr. Friedrich Graebke: Dorfpastor und Musensohn	11
Wir sollten über Testamente reden	14
Der Kirchentag 2019 in Dortmund	19
Die Speisung der 5000	21
Kirchenaustritte	22
Rezensionen	23

Früchte einer »KiWi-Synode«

Landessynode 2018 in Rückblick und Ausblick

Wer bei KiWi zuerst an die leckeren vitaminhaltigen grünen Südfrüchte denkt, liegt falsch. Diese Frucht ist vielmehr Namensgeberin für das Internet-Portal der EKvW: »Kirche in Westfalen intern«. So fand die erste digitalisierte Landessynode an vertrautem Ort in Bielefeld/Bethel statt. Eine Neuerung, die eine Herausforderung für im Internet ungeübte Synodale darstellte. Und diese gelang – trotz Verkürzung auf vier Tage, trotz Sonntagsbeginn, trotz eingeschränkter Pausen und lang terminierter Arbeitssitzungen. Nachdem alles eingerichtet, Benutzername und Kennwort zutreffend eingegeben, Umgang mit Leihgeräten fachkundig erklärt war, startete die Synode mit dem Eröffnungsgottesdienst und dem Bericht der Präses.

Fremdheit und Vertrauen – Präsesbericht

Mit diesem Begriffspaar ist der thematische Bezug zu zwei Ereignissen des kommenden Jahres hergestellt. Da wird zum einen die Beschäftigung mit der Hauptvorlage »Kirche und Migration« in Kirchengemeinden, auf Kirchenkreisebene, in Ämtern und Werken sowie auf der Landessynode 2019 angesprochen und zum anderen auf den *Kirchentag 2019* in Dortmund hingewiesen. Mit grundsätzlichen Ausführungen in ihrer präzisen theologischen Art (wofür es unter anderem den Ehrendoktor-Titel der Universität Münster zu Beginn des neuen Jahres geben wird – Gratulation schon einmal an dieser Stelle!) entfaltete die Präses in ihrem mündlichen Bericht die großartigen Chancen dieser beiden Ereignisse. Nichts war zu spüren von Resignation in wahrhaft unruhigen Zeiten, sondern Mut zum Aufbruch.

Fremdheit und Vertrauen, zwei Gegensätze auf den ersten Blick in unterschiedlicher Lesart auslegbar: »Fremdheit und Vertrauen – Vertrauen und Fremdheit. Es ist nicht gleichgültig, in welcher Reihenfolge man die beiden Begriffe kombiniert. Die erste Lesart, *Fremdheit und Vertrauen*, könnte suggerieren, Fremdheit müsse zuallererst verschwinden oder überwunden werden, damit Vertrauen überhaupt erst entstehen und wachsen kann. In der zweiten Kombination, *Vertrauen und Fremdheit*, könnte umgekehrt anklingen, dass Vertrauen erlaubt und überhaupt erst ermöglicht, Fremdheit wahrzunehmen und dabei Überraschendes zu entdecken.«

Auch in der Kirche sei das Spannungsgefüge erkennbar: »Innerhalb der Kirche und der Kirche gegenüber sind Entfremdung und Fremdeln, gestörtes Vertrauen und mangelndes Zutrauen vielfältig

spürbar.« Beispielhaft weist die Präses in ihren Ausführungen auf die Vertrauensfrage zwischen den verschiedenen Berufsgruppen hin, wie sie im Diskurs um die Dienstgemeinschaft immer wieder aufbricht. Hier wollen wir ein vertrauensvolles Miteinander befördern, was nicht zuletzt durch die Praxis der intensiven Begegnungen mit unterschiedlichen Berufsgruppen erfolgt. Abschließend erinnerte sie daran, dass es »zuerst und zuletzt« Gott selbst sei, »der uns – und alle Menschen – in seinem Sohn Jesus Christus zu seinen Nächsten macht und uns sein göttliches Vertrauen entgegenbringt.«

Hauptvorlage »Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.«

Die medial erfolgte Vorstellung der Hauptvorlage durch Oberkirchenrat Dr. Ulrich Möller und die Leiterin der MÖVe-Pfarrerin Annette Muhr-Nelson führte die Synodalen ein in den auf ein Jahr terminierten Beratungsprozess. Diese Vorlage will ins Gespräch bringen und lädt ein, »genau hinzusehen und genau hinzuhören auf die vielfältige und überraschende, beklemmende und beglückende, verwirrende und verheißungsvolle Wirklichkeit von Migration«, sagte Präses Kurschus in ihrem Bericht. Mit der Frage, wie ein Zusammenleben trotz unterschiedlicher Erfahrungen und Lebenseinstellungen gelingen kann, sollen sich Gemeinden und Einrichtungen im kommenden Jahr intensiv beschäftigen. Das Diskussionspapier ist auch als interaktive Online-Fassung im Internet verfügbar unter www.kircheundmigration.ekvw.de. – Die Hauptvorlage wurde grundsätzlich positiv aufgenommen. Man darf gespannt sein, wie diese neue Form des Dialogs angenommen und welche Früchte er für die zukünftige Lebensgestaltung in Kirche und Gesellschaft bringen wird.

Kirchentag 2019 – »Was für ein Vertrauen«

Einladend sprach Kirchentagspräsident Hans Leyendecker vor der Synode. Für ihn ist klar, dass die EKvW ein herausragender Gastgeber sein wird und die Stadt Dortmund der richtige Ort für dieses Großereignis. Dabei verteidigte er die Absage zu einer aktiven Teilnahme der AfD mit den Worten: »Wir laden keine Hetzer und keine Rassisten ein. ... Wir können angesichts der rasanten rechten Entwicklung dieser Partei nicht taktisch vorgehen.« Dabei schloss er nicht aus, dass auch »stramm konservative Persönlichkeiten« auf

dem Kirchentag als Redner vorgesehen seien. »Die sozialen Verwerfungen in unserem Land müssen deutlich zur Sprache kommen«, führte Leyendecker aus. Insgesamt soll der Kirchentag theologisch, politisch und unbequem sein, gleichsam ein »Kirchentag der klaren Worte«.

Ähnlich der Auslosung der Paarungen zum DFB-Pokal lief zur Freude und Erheiterung der Synodalen die Zusammenführung von Partnerschaften für die 28 Dortmunder Kirchengemeinden mit den noch 28 Kirchenkreisen der EKvW. Die Präses und der Kirchentagspräsident waren an den Loszöpfen gefordert. Die Superintendentin des Kirchenkreises Dortmund Heike Proske trug die gelosten Paarungen vor. Auch hier sind wir gespannt auf die Früchte der Begegnungen.

Finanzen

Mit dem Bild eines Umzugs wies der juristische Vizepräsident Dr. Arne Kupke in seiner Haushaltsrede auf die bereits eingeführten und noch zu erwarteten Umbrüche hin. Ausgehend von den erneut steigenden Kirchensteuereinnahmen von etwa 5 Prozent – mit »Mut und Frohsinn« vorgestellt – bleibt es bei der Prognose sinkender Einnahmen in Zukunft und der damit verbundenen Mahnung zum verantwortlichen Haushalten. »Wenn die Einnahmensäule Kirchensteuer strukturell kleiner wird, muss in jedem Haushalt neben der Säule öffentliche Förderung und Stiftungsgelder besonderes Gewicht auf die Säulen Vermögenseinnahmen und Fundraising gelegt werden«, führte Kupke aus.

Vom gegenwärtig erwarteten Überschuss von etwa 60 Millionen Euro sind 3 Millionen Euro vorgesehen für einen Fond zur Entwicklung, Förderung und Begleitung von »innovativen Projekten in den Kirchenkreisen und -gemeinden«. Der Strategiewechsel im Projekt NKF-Westfalen erhält 3,5 Millionen Euro, und 3 Millionen Euro gehen an das Projekt »IT-Strategie der EKvW«. Der verbleibende Betrag wird wie in den Vorjahren zu gleichen Teilen für die Versorgungssicherungs-Rückstellung für Pfarrer und Kirchenbeamte sowie für die Haushalte der Kirchenkreise und -gemeinden verwendet.

Der Tagungs-Finanzausschuss hat sich in einem langen, intensiven Beratungszeitraum in großer



Ulrich Conrad

Sachlichkeit und Offenheit mit der anstehenden Finanzproblematik auseinandergesetzt. Dabei haben der Diskurs über NKF-Westfalen und die gegenwärtigen Problemstellungen großen Raum eingenommen; genannt seien die Verlängerung der Laufzeit des Projekts bis Ende 2022 und das Dauerbrenner-Thema von Abschreibung und Substanzerhaltungsrücklagen. Es zeigt sich, dass frühere kritische Stellungnahmen des Pfarrvereins berechtigt waren und noch sind.

Der theologische Vizepräsident Ulf Schlüter informierte über den begonnenen Prozess der landeskirchlichen Aufgabenklärung, in welchem unter anderem das strukturelle Defizit des landeskirchlichen

Haushalts, die fehlenden Gestaltungsmöglichkeiten, absehbare personelle Entwicklungen und Unschärfen in der Aufgabenverteilung der drei Verfassungsebenen benannt und einer Prüfung unterzogen werden. Ziel sind zukunftsweisende Schritte auch zum stetigen Rückbau des landeskirchlichen Haushaltsplandefizits.

Der Antrag auf eine »nicht ruhegehaltstfähige regelmäßige Einmalzahlung (vgl. Urlaubsgeld)« für Pfarrfrauen und Pfarrer des Superintendenten Frank Schneider eröffnete noch einmal eine Diskussion über die Besoldungsstruktur der Pfarerschaft. Diese führte zur Beschlussfassung der Synode mit folgendem Wortlaut: Die Landessynode »bittet die Kirchenleitung bei der Pfarrbilddiskussion Unterstützungsmaßnahmen deutlich voran zu bringen und mit Augenmaß zu prüfen, wie eine Zeitschiene für die Wiedereinführung der Regelbesoldung entwickelt werden kann.«

Erkennbar ist somit, dass die Diskussion über die Wiedereinführung der Regelbesoldung fortgesetzt und dabei eine langjährige Forderung des Pfarrvereins aufgegriffen wird. Nicht zuletzt die zu erwartende Entscheidung der Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland im Januar 2019 über einen vorliegenden Antrag wird diesen Diskurs beflügeln. Bemerkenswert dabei ist, dass dieses Vorgehen der EKvW ohne grundsätzliche Rückkopplung mit der EKvW erfolgte. Gibt es hier früher Früchte zu ernten?

Bleibt zu erwähnen, dass die Vertreterin des Rates der Vikarinnen und Vikare Nele Kaiser neben dem Dank für die Studienreform auch der Forderung nach einer Anhebung der Regelbesoldung Ausdruck verlieh. Ihr, wie auch der Vertreterin der Theologiestudierenden Annabell Weiß, liegt die Nachwuchsgewinnung besonders am Herzen.

Gruß und Dank – im Vertrauen

Besonders erwähnenswert bleibt unter einer Reihe ansprechender Grußworte das des Ruhr-Bischofs Franz-Josef Overbeck. Seine Aufforderung, das Christsein ökumenisch zu denken, ökumenische Aufbrüche zu wagen und damit die Ökumene weiter zu bringen, fand offene Ohren. »Der gemeinsame Grund unseres Glaubens, unser gemeinsamer Auftrag und unsere gemeinsame Aufgabe sind größer als alles, was uns noch trennt«, führte er aus. Es gelte schließlich respektvoll und wertschätzend, selbstkritisch und fair miteinander sowie mit den unterschiedlichen theologischen Traditionen und Argumentationen umzugehen. Dieser Weg setzt gegenseitiges Vertrauen voraus.

Vom Vertrauen sprach auch Superintendent Klaus Majores in seinem Dankeswort an die Präses – ausgerichtet auf die ganze Synodaltagung. »Was für ein Vertrauen, dass man auf *einer* Synode alles anders machen kann«, sagte er und bezog sich damit auf die Digitalisierung, die veränderten Abläufe und den eingekürzten Zeitrahmen. Man darf gespannt sein auf die Früchte der Befragung, die abschließend mittels eines digitalen beziehungsweise eines altherkömmlichen analogen Feedback-Bogen geerntet wurden.

Ulrich Conrad, 73, ist seit 2008 im Ruhestand und als stellvertretender Vorsitzender unseres Pfarrvereins sachverständiger Gast der Landessynode.

Was »Digitalisierung« in der Kirche nicht heißen kann

Kursorische Notizen

Dieser Beitrag ist ein Nachdruck aus »Badische Pfarrvereinsblätter« Heft 9/2018, 287–297. Erschienen ist er ursprünglich im Heft 112 (2018) zum Thema »Digitalisierung« in der Internetzeitschrift »Tà katoptizómēna – Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik«, einzusehen unter www.theomag.de/112/index.htm. Der Verfasser ist nicht nur Herausgeber dieses lesenswerten Zweimonats-Periodikums; er steuert selber zahlreiche originelle Artikel bei, wobei nicht zuletzt seine zeitgeistkritischen polemischen Glossen gefallen. Das Archiv der Hefte ist abrufbar unter www.theomag.de. Wer übrigens wissen möchte, was der Name der Zeitschrift bedeutet, sollte 2. Korinther 13,18a im NT Graece lesen (oder www.theomag.de/01/edit1.html aufrufen).

Notiz I: # Digitale Kirche

Immer wenn ich die verschiedenen Internetseiten zur Digitalisierung der Kirche – wie immer sie auch heißen mögen – aufschlage, überkommt mich gährende Langeweile.¹ Das Design ist dem Einheitsbrei irgend eines Wordpress-Kataloges entnommen oder dem bemühten Standard-Design eines halbgebildeten kirchenverbandelten Designbüros, niemals irgendwie verstörend, niemals aufregend, niemals der Welt eine Torheit, sondern immer brav, konform, glatt und css-gestylt. Raffael statt Caravaggio, Masolino statt Masaccio. Kann man mit leben, muss man aber nicht. Ich möchte es jedenfalls nicht. Es erzeugt in mir unmittelbar Unbehagen. Wenn Glätte das Programm ist, muss ich dem nicht auch noch folgen.

Und dann die Inhalte. Wir alle leben davon, dass wir das, was wir können, prostituieren. Aber muss wirklich nahezu jeder Web-Auftritt in Sachen Internet und Kirchen behaupten, ohne den konsequenten Medieneinsatz wäre die Reformation nicht gelungen und deshalb müsse man auch auf die neuen Medien setzen? Das offenbart ein geringes Zutrauen in den Heiligen Geist. »*The Culture of Persuasion*«² funktioniert anders. Manchmal nutzt der Heilige Geist den Buchdruck, manchmal nicht. Manchmal nutzt er Bilder, manchmal nicht. Wollen wir in Deutschland weiterhin verdrängen, dass der erfolgreichere Teil der Reformation eben nicht auf die Verbildung des Glaubens gesetzt hat, sondern bei der Verkündigung des Wortes geblieben ist? *Cranach*, *Cranach* zu schreien macht die Sache doch nicht plausibler. Da ist mir jeder humanistische Künstler lieber, der statt religiöse Bildpropaganda zu betreiben und die Kunst zugrunde zu richten, der Kunst und damit der Sache treu geblieben ist.³ Und das Gleiche gilt für die Umsetzung ins Digitale.

Sicher, die IT-Fans wollen ihre Expertise in Sachen Digitalisierung der Kirche und den Gemeinden verkaufen, aber das sollte doch mit Maß geschehen. Martin Luther hat sich nicht hingestellt und nächtelang zusammen mit seinen Kollegen diskutiert, welches »Medium« denn zur Kommunikation der reformatorischen Anliegen das Modernste sei, er hat keinesfalls Hashtags à la # *Digitale Kirche* entworfen, sondern er hat zunächst: Theologie getrieben. Wo er konnte, hat er medial – manchmal mehr als notwendig – auf Altbewährtes gesetzt. Auch seine visuellen Medienstrate-

gien sind konventioneller als manche uns glauben lassen wollen. Vieles hat Luther einfach nur aus der katholischen Tradition übernommen. Man muss nur die Bilder aus der Schedelschen Weltchronik von 1493 mit den Bildern aus der Lutherbibel von 1534 vergleichen. Dass *alle* Kommunikation mediengebunden ist, bedeutet eben nicht, dass wir uns auf die Medien konzentrieren müssen, sondern nur, dass wir die passenden Medien für unsere Kommunikation der zentralen Inhalte finden müssen. Das brauchen nicht notwendig die neuesten Medien sein.

Das gilt auch für die Gemeindekommunikation. Ich bin sehr für die Internetanbindung von Gemeinden, sehr für die Nutzung der Potentiale des Digitalen, und das nicht nur deshalb, weil auch ich seit mehr als 20 Jahren damit lebe. Aber die Argumente dafür müssen doch sinnvoll und vernünftig sein.⁴ Nein, mit aller Digitalisierung wird die Kirche keine Änderung bei der Flucht der Menschen aus der Kirche erreichen. Wenn es so einfach wäre, dann hätte irgendeine theologisch dürftige Sekte schon längst mit Hilfe der Digitalisierung die Wende geschafft. So technik-abstinent sind unsere charismatischen Brüder im Glauben ja nicht. Ganz im Gegenteil, sie haben schon früh auf Satellitentechnologie und Fernsehkirchen gesetzt. Aber Digitalisierung schafft noch keine Theologie. Während ich das schreibe, findet in Leipzig der per Satellit verbreitete ProChrist-Kongress 2018 statt, aber niemand nimmt ihn zur Kenntnis, vermutlich, weil dort niemand etwas zu sagen hat – außer altbackener Ideologie, die hochmodern verbreitet wird. Unglaublich? Ja, aber Wirklichkeit.

Zu befürchten steht, dass »Digitalisierung« in der Kirche vor allem verwaltungstechnisch und im Blick auf den Arbeitsmarkt aufgegriffen wird. In diesem Sinne sagte der württembergische Bischof Frank Otfried July jüngst, die Digitalisierung werde auch Auswirkungen auf die Kirche haben und könne etwa Verwaltungsabläufe verbessern. Gleichzeitig werfe der Prozess ethische Fragen auf, weil dadurch Arbeitsplätze verloren gingen. Das ist mir zu wenig.

Notiz II: Eine »Digitale Theologie« gibt es nicht

Wenn es heute Bücher gibt, die von »digitaler Theologie« sprechen, so ist dies oft dem Markt, aber nicht der Sache geschuldet.⁵ Was soll »digitale« Theologie sein? Binäre Theologie? Sicher nicht. Offenkundig muss es



Andreas Martin

aber etwas anderes sein als eine Theologie des Digitalen.

Zur Begründung werden dabei menschheitsgeschichtliche Fakten so zusammengeschustert, dass sie zur intendierten Botschaft des Buches passen:

»Viermal in der Menschheitsgeschichte hat sich unser Leben durch Erfindungen oder – vielleicht besser – Entdeckungen grundlegend kulturell verändert: Als wir das Sprechen lernten, lernten wir zu lügen, als wir das Schreiben lernten, lernten wir zu planen, mit dem Buchdruck lernten wir das Kritisieren, und mit dem Internet lernen wir, uns miteinander zu vernetzen. Wir

überwinden heute medial Raum und Zeit, die Grenzen der Länder und des Leibes. Wir lernen neue Sprachen und neue Worte, wir leben in neuen Horizonten und in einem neuen Takt. Wir denken neu, wir arbeiten neu, wir lernen anders, wir begegnen uns anders.«

Tun wir zunächst wider besseres Wissens so, als ob Tiere wirklich *nicht* lügen könnten und Neandertaler *nicht* sprechen. Die Sprachfähigkeit des Menschen beginnt vor mindestens 100.000 (wenn nicht sogar vor 300.000) Jahren. Die Schriftsprache beginnt vor 6.000 Jahren, der Buchdruck vor knapp 600 Jahren, das Internet vor weniger als 50 Jahren. Versucht man, dies auf einer maßstabsgerechten Linie einzutragen, dann fällt es schwer, die Linie so lang zu ziehen, dass die letzten drei genannten Ereignisse noch sinnvoll unterschieden werden können.

Davor liegt aber zunächst einmal die Entdeckung der Steine als Werkzeuge vor 3,4 Millionen Jahren und die Zähmung des Wildfeuers vor 1,8 Millionen Jahren, kulturelle Fortschritte wie sie gravierender kaum gedacht werden können. Und zwischen den genannten Ereignissen der Sprache und der Schrift liegen so bedeutende kulturelle Errungenschaften wie die Fabrikation von Bildern (je nach Datierungsmethode 64.000 bis 48.000 vor heute), die Entwicklung der Schifffahrt vor 40.000 Jahren, die neolithische Revolution vor 11.000 Jahren mit der Entwicklung einer systemisch ausgearbeiteten Religion und noch sehr Vieles mehr, hinzu kommt später der menschliche Aufbruch zu den Sternen in den 1960er-Jahren. Was rechtfertigt es, so unvergleichbare Ereignisse wie Sprache, Schrift, Buchdruck und Internet als *die* zentralen Schritte zu bezeichnen? *»Viermal in der Menschheitsgeschichte hat sich unser Leben durch Erfindungen oder – vielleicht besser – Entdeckungen grundlegend kulturell verändert.«* Wie kann man das schreiben? Mir fallen auf

einen Schlag so viele kulturelle Entwicklungsschritte der Menschheit ein, dass man getrost zwei bis drei Nullen hinter die 4 schreiben könnte.

Diese vier Entdeckungen herauszugreifen ist durch und durch mythische Rede. Vermutlich wird man zudem den Buchdruck und das Internet schon in 2.000 Jahren als einen einzigen Schritt begreifen, weil sie so kurz hintereinander stattgefunden haben – so wie wir mit dem Begriff »Höhlenmalerei« ja über 20.000 Jahre Kulturentwicklung zusammenfassen. Und die Behauptung, dass wir angeblich erst mit dem Internet lernen, uns miteinander zu vernetzen, ist ein von IBM und NEC in den 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts per Werbespots verbreiteter Mythos, der damit nicht wahr wird. Die Rede von der Erde als globalem Dorf war schon nicht wahr, als die Erde vor 200.000 Jahren wirklich noch ein Dorf war.

Theologie ist Entmythologisierung – seitdem es überhaupt Theologie gibt. Deshalb sollten wir auch zur Entmythologisierung der digitalen Mythen beitragen. Ganz sicher kann und muss es eine Theologie des Digitalen geben, eine Theologie, die sich mit der Digitalisierung unserer Lebenswelten beschäftigt, mit Algorithmen-Ethik und vielem mehr, aber es gibt keine: *digitale Theologie*. Es gibt digitale Bilder, es gibt digitale Kunst – weil diese als solche sich nicht nur im Raum des Digitalen ereignen, sondern konstitutiv an das Digitale gebunden sind.⁶ Nur höchst ironisch kann man dagegen Begriffe wie *digitale Mystik* gebrauchen. Und schon Thomas Assheuer meinte seinerzeit die Mystik des Digitalen.⁷ Ein Redakteur der Zeitschrift *Technology Review*, Gregor Honsel, beendet seine – ansonsten selbst leider ziemlich oberflächliche – Rezension des Buches zur *Digitalen Theologie* von Johanna Haberer mit dem Seufzer: »Schade. Ich hatte gehofft, dass die Theologie schlauerer zum digitalen Wandel beizutragen wüsste.«⁸ Vertan, vertan sprach der Hahn und stieg herab vom Schwan.

Es ist irgendwie merkwürdig und traurig, dass solide theologische Debatten über Digitalisierung heutzutage a) nicht von Theologinnen und Theologen und b) eher auf einer Plattform wie www.algorithmethik.de als auf kirchlichen Seiten geführt werden. Und mit theologischen Debattenbeiträgen meine ich solche, die nicht um das »Bürgersein in der digitalen Welt« kreisen, sondern wirklich philosophische-humanistische-theologische Maßstäbe benennen, anhand derer Menschen mit Maschinen respektive mit Algorithmen umgehen sollten.

Notiz III: Theologie des Digitalen

Judentum und Christentum sind nicht zuletzt Deutungsreligionen. Sie deuten die Welt unter der reli-

giösen Erfahrung des befreienden Gottes vom Sinai. *Schma Israel – Höre und erinnere dich Israel* ist in die Konstitution unseres Glaubens tief eingeschrieben. Zu dieser Erinnerung an das befreiende Handeln Gottes gehört nun ebenso die Besinnung darauf, dass sich der jüdische und der christliche Glaube in die Kultur ihrer Umwelt eingeschrieben haben, wie auch die kritische Reflektion und Interpretation dieser Umwelt. Eine Theologie des Digitalen kann nicht nur bewahrtheologisch arbeiten, also gegen die Digitalisierung der Lebenswelten einfach auf überlieferte »Wahrheiten« setzen. Es reicht also nicht, einfach nur biblische Einsichten und reformatorische Aufbrüche aus dem Hut zu zaubern und 10 Gebote für die digitale Welt aufzustellen – das ist unterkomplex. Perry Barlows an Paulus orientierte »Principles of Adult Behavior«⁹ sind situationsangemessener als die formalisierte Anwendung theologischer Plattitüden. Stattdessen gilt es zu bedenken, was Ralph Charbonnier in der ZEIT so zusammengefasst hat:

»Für die Kirchen geht es bei der Digitalisierung nicht nur darum, konkrete Technologien und technische Produkte ethisch zu bewerten. Es geht um mehr: Digitalisierung ist als eine spezifische Weise anzusehen, Wirklichkeit wahrzunehmen, zu interpretieren und in ihr zu wirken.«¹⁰

Das ist leichter gesagt als getan, und vermutlich nicht zufällig verzichtet Charbonnier darauf, es zu konkretisieren. Zunächst einmal geht es darum, Digitalisierung überhaupt nur zu begreifen. Der Versuch, diese Prozesse zu durchdringen, dürfte einige Jahre kosten, wenn es denn valide geschehen soll und man nicht aus dem Bauch heraus seine theologischen Vor-Urteile von sich gibt. Gleichzeitig geschehen diese Dinge aber in einer derartigen Geschwindigkeit, dass man ihnen kaum nachkommt. Das ist das Dilemma. Dennoch muss man mehr sagen können, als dass die kirchlichen Verwaltungsprozesse durch Digitalisierung optimiert werden oder Arbeitsprozesse in der Wirtschaft tangiert sind. Aber dieser Prozess ist kein neuer, wie ich selbst als Soft-Cyborg weiß, dem die faszinierenden Errungenschaften der Hochtechnologie schon seit Jahrzehnten zunehmend unter die Haut wachsen. Die Diskussion der intimen Technologien, die die Menschheit verändern, ist deutlich älter als das Entsetzen der Menschen über die Enthüllungen von Edward Snowden. Wie sagte Sherry Turkle schon vor Jahren:

»Die ersten Menschen, die mit intimen Technologien in Berührung kamen, waren Kranke, zum Beispiel Diabetiker, die mehrmals am Tag ihren Blutzucker überprüfen müssen. Mehr und mehr Leute kommen in die Situation, wo ihnen die Technologie auf den Leib rückt und dort für ihr Wohlbefinden sorgt. ... Ganz allmählich

geht uns die Technologie mehr und mehr unter die Haut, zuerst natürlich im medizinischen Bereich: Chips, die das Hören, Sehen oder unsere Gedächtnisleistung verbessern – eines wird zum nächsten führen und Cyborgs werden uns dann nicht einmal mehr auffallen.«

Irgendwann werden wir alle – wie von William Gibson in seiner Cyberpunk-Trilogie¹¹ beschrieben – Schnittstellen für die virtuellen Welten nicht nur am, sondern im Körper haben. Auch das muss theologisch reflektiert werden.

Notiz IV: Digitale Pfarrerinnen und Pfarrer

Von der Theologie des Digitalen noch einmal grundsätzlich zu unterscheiden ist die Digitalisierung und Virtualisierung der pastoraltheologischen Handlungen, über die Thomas Melzl in 112. Ausgabe des Magazins für Theologie und Ästhetik schreibt.¹² Diese Reflexionen sind unentbehrlich und müssen wie hier mit viel Expertise und Phantasie vorangetrieben werden. Ich will aber nicht verhehlen, dass ich gegenüber der Digitalisierung der pastoraltheologischen Handlungen tief skeptisch bin. Nicht weil ich glaube, dass dies theologisch illegitim wäre oder theologisch nicht zu rechtfertigen wäre. Ganz im Gegenteil, da habe ich überhaupt keine Zweifel.

Selbstverständlich können wir Pfarrerinnen und Pfarrer auch durch Maschinen ersetzen, vielleicht nicht restlos, aber in vielem. So wie wir ja zunehmend auch in vielen anderen Berufen Menschen durch Maschinen ersetzen werden. Selbst in der Meinungsbildung beginnen wir, durch Bots Meinungen zu steuern. Und warum sollte eine Maschine schlechter in der Sündenvergebung sein als ein Pfarrer oder eine Pfarrerin? Schließlich weiß er dank BigData ja auch viel mehr von seinem Beichtkind, mehr als es ein Beichtvater je wissen könnte. Warum sollte er schlechter predigen, wenn ihm doch Millionen von bisher gehaltenen Predigten zur Verbesserung seiner Sprachkultur zur Verfügung stehen? Eben so, wie ein Schachcomputer auf Millionen bereits gespielter Partien zurückgreifen kann. Warum sollte man etwas dagegen haben, wenn im Krankheits- oder Sterbefall statt einer vielbeschäftigten kirchlichen Amtsperson ein Roboter zur Spendung des letzten Abendmahles oder – bei Katholiken – zur letzten Ölung käme? Warum sollten die lästigen Beerdigungen nicht durch Automaten durchgeführt werden, die aus den zur Verfügung stehenden BigData des Verstorbenen sicher eine bessere und persönlichere Beerdigungspredigt zusammenstellen könnten als all die Geistlichen, denen ich in den letzten Jahren bei diesem Ritus zuhören durfte? Warum sollten wir nicht virtuelle Gottesdienste mit virtuellem

Abendmahl feiern? Wem es Spaß macht und wer das für Religion hält – bitte schön.

Es wäre nur nicht *meine* Religion und ich persönlich hätte auch überhaupt kein Interesse daran. Nur weil etwas geht, muss man es nicht unbedingt machen. Vor einigen Jahren schrieb ein reformierter Kollege ein überaus kluges Buch darüber, dass auch nach reformierter Theologie der Einsatz von Bildern in Gottesdienst und Verkündigung legitim sei. Und er hatte theologisch ganz sicher Recht.¹³ Aber dennoch gibt es diese Ausprägung der reformierten Kirche, in ihrer religiösen Praxis genau darauf zu verzichten. Ich könnte mir auch für das Judentum vorstellen, dass man im Blick auf das, was als koscher gilt, Variationen und Modernisierungen entwickeln kann. Die Frage aber bleibt, welches Gewicht das kulturelle Gedächtnis für die einzelne Religion hat und ob wir die bisherigen religiösen Tafeln einfach durch neue Whiteboards austauschen können und vor allen Dingen: sollten.¹⁴

Und da sage ich zunächst einmal: lassen wir es darauf ankommen. Schauen wir, was die digitalen Segenshandlungen bringen werden, vor allem dann, wenn es nicht nur *einen* solitären Segensroboter wie in Wittenberg gibt, sondern an jedem Flughafen, jedem Bahnhof, jeder Haltestelle einer Straßenbahn, ja in jedem Haushalt einer steht. Nach dem Aufstehen und vor dem Einchecken schnell noch eine Segenshandlung. »Die Maschine segne dich und behüte dich; die Maschine lasse ihr Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; die Maschine hebe ihr Angesicht über dich und gebe dir Frieden.«

Vielleicht ist es angesichts dessen dann doch ganz attraktiv, sich *nicht* der Serialität, die aus der Maschinenteknik notwendig folgt, hinzugeben, sondern das Personale zu schätzen. Aber wie gesagt: schauen wir ruhig, was Segensroboter, Digitalisierung der pastoraltheologischen Handlungen und virtuelle Gottesdienste den Menschen bringen. Ich bin immer für Experimente – solange ich daran nicht teilnehmen *muss*.

Allerdings, weil ich ja hier in einem Kunst- und Kulturmagazin schreibe, möchte ich auch das festhalten: ein Kunst-Projekt ist der eingesetzte Segensroboter keinesfalls. Das ist eine Kategorienverwechslung.¹⁵ Nur weil ein Elektro-Ingenieur seinen Roboter als Kunstprojekt etikettiert, ist es noch keines.¹⁶ Und ›künstlich‹ und ›Kunst‹ sind zwei unterschiedliche Phänomene. Man könnte es viel plausibler ein soziales Experiment nennen. Oder man verwendet einen extrem breiten Kunstbegriff, wie er in *Kochkunst* oder anderen Derivaten vorkommt und im Sinne von kunstvoll gebraucht wird. Das Kunsthafte an einem Kunstobjekt, das sagen einem alle ästhetischen Theorien der letzten 200 Jahre, ist gerade die Wendung gegen die Instrumentalisierung und Funktionalisierung.¹⁷ Das ist

der Gang der Kunst seit der Neuzeit. Als Kunstprojekt würde durch den Segensroboter einsichtig werden, dass es keinen Segen gibt – sondern ästhetisch generierte Interaktion.

Auffällig an diesem Roboter-Projekt ist zunächst die zum Ausdruck kommende Unsicherheit darüber, was eine performative Handlung eigentlich ausmacht. Wenn ich schon beim Vollzug des Segens fragen muss *Was ist Segen? Wann wirkt Segen?*, dann ist etwas grundlegend schiefgelaufen – man befindet sich plötzlich auf einer Meta-Ebene. Dieser Roboter ist gerade keine Zukunftsvision, sondern eher der verzweifelte Versuch, das fraglich gewordene Alte (den Segen) mit etwas Neuem (dem Roboter) attraktiv zu machen. So funktionieren Re-Novierungen aber nicht.

Kleiner Exkurs I: Das religiöse Personal im Science-Fiction

Ich bin einmal kurz meine digitale Science-Fiction-Sammlung durchgegangen, sie umfasst etwa 310 Bücher. Insofern man Science-Fiction als Spiegel der Sehnsüchte einer Gesellschaft begreift, dann müsste doch in all diesen Bänden auch ein religiöser Virtuose als Roboter auftauchen. Vielleicht lese ich die falschen Science-Fiction-Geschichten, aber in meinen Büchern werden zwar viele Priester (in 87 Büchern), Mönche (21), Geistliche (16), Pfarrer (9) Theologen (7), ja sogar Neu-Kalvinisten (1) beschrieben, aber alle sind reale Menschen – auf die einzige Ausnahme komme ich gleich noch zu sprechen.

In der Sache kommt die Erzählung »Machine of Death«¹⁸, in der allen Geschichten gemeinsam ist, dass eine Maschine dem Fragenden präzise die Ursache des Todes voraussagen kann, dem Gemeinten noch am Nächsten. Aber auch dort laufen die Menschen, nachdem sie von ihrer Diagnose erfahren haben, nur zu realen Priestern. Also lassen wir sie laufen. Wenn ihnen Roboter geben, was sie brauchen, dann werden sie zu Robotern laufen, wenn nur Menschen ihnen das geben, dann werden die Roboter eben nicht gebraucht. Meine Science-Fiction-Geschichten sind in dieser Frage außerordentlich skeptisch. Sie setzen auch im 24. Jahrhundert auf das personale Prinzip – außer bei Detektiven, da wird, wie etwa bei Isaac Asimov, auch schon einmal ein Roboter eingesetzt, aber in Konkurrenz zu einem realen Menschen.¹⁹

In Isaac Asimovs Science-Fiction »Wenn die Sterne verlöschen«²⁰ wird der Computer AC, der nach und nach in Milliarden von Jahren alle menschlichen Geister in sich aufgenommen hat, selbst zu Gott, der in einer paradoxen Volte das Universum erschafft, weil ihm nach dem Ende der Menschheit der Adressat für die Beantwortung der Frage »Wie kann das Netto-

Maß der Entropie des Universums in großem Umfang herabgesetzt werden?« schlichtweg verlustig gegangen ist: »Die Bewußtheit des AC umfaßte alles, was einst ein Universum gewesen war und schwebte über dem, was jetzt Chaos war. Es mußte Schritt für Schritt getan werden. Und AC sprach: »ES WERDE LICHT!« Und es ward Licht ...« Die paradoxe Konsequenz aus der Digitalisierung der Lebenswelten ist am Ende die, dass der Roboter beziehungsweise die Maschine sich gezwungen sieht, reale Menschen zu erschaffen. Irgendwie bezeichnend.

Kleiner Exkurs II: Mönch plus

Nun zur Ausnahme von der Regel: »Der elektrische Mönch«²¹ von Douglas Adam, auf den mich freundlicherweise Michael Waltemathe hingewiesen hat. Dieser Text wäre für unser Thema ein ebenso gutes wie schlechtes Beispiel – je nachdem welche Haltung man grundsätzlich einnimmt. Das ergibt sich schnell aus einigen Zitaten aus dem Anfangskapitel des Romans:

»Der Elektrische Mönch war ein Gerät zur Arbeitseinsparung wie ein Geschirrspüler oder Videorecorder. Geschirrspüler spülten für einen das langweilige Geschirr und ersparten einem so die Mühe, es selber spülen zu müssen; Videorecorder sahen sich für einen langweilige Fernsehprogramme an und ersparten einem so die Mühe, sie selber ansehen zu müssen; Elektrische Mönche glaubten für einen gewisse Dinge und ersparten einem damit, was allmählich zu einer immer beschwerlicheren Aufgabe wurde, nämlich alle Dinge zu glauben, die zu glauben die Welt von einem erwartete. Leider hatte sich bei diesem Elektrischen Mönch ein Fehler eingeschlichen, und zwar hatte er begonnen, mehr oder minder wahllos und ziellos alle möglichen Dinge zu glauben. ... Dieser Mönch hatte zum erstenmal nicht einwandfrei funktioniert, als er eines Tages schlicht und einfach zu viel glauben mußte. ... Der Mann aus dem Mönch-Elektroladen sagte, er bräuchte eine völlig neue Grundplatine, wies aber dann darauf hin, daß die neuen verbesserten Mönch-plus-Modelle zweimal so stark seien ... Das war's. Peng. Der defekte Mönch wurde in die Wüste geschickt, wo er glauben konnte, was er wollte, inklusive, daß man ihm übel mitgespielt habe.«

Voilà! Das ist bei Douglas Adam wie nicht anders zu erwarten höchst ironisch, aber es gibt in der Tendenz einige interessante Fragen vor, wozu wir Elektrische Mönche eigentlich brauchen.

Notiz V: »Digitale Gläubige«

Die erste zwingende Frage wäre für mich: Wenn der Elektrische Mönch das Substitut eines Priesters oder Pfarrers ist, warum sollte es dann nicht auch Avatare

als Substitute der religiösen Subjekte geben? Ja mehr noch: Nach und nach könnten *alle* (!) am religiösen Prozess Beteiligten elektronisch substituiert werden. Letztendlich entstünde so eine autonome »Welt am Draht«²² – ganz ohne irgendwelche beteiligten reale und göttliche Subjekte. Die Idee, ausschließlich die religiösen Virtuosen und/oder den Raum zu substituieren beziehungsweise zu simulieren, scheint mir daher entschieden zu kurz gedacht. Viel bequemer ist es, alles zu simulieren. Wenn schon, denn schon.

Während der Zeit der Renaissance war man im Florenz der Medici schon wesentlich weiter – wie uns der Kunsthistoriker Aby Warburg in einer wunderbaren, aber durch zeitgenössische Berichte gut verbürgten Geschichte berichtet:

»Die Kirche Santissima Annunziata verlieh an die Mächtigen der Stadt und an vornehme Fremde das eifrig nachgesuchte Privilegium, zu Lebzeiten die eigene Figur in getreuer lebensgroßer Nachbildung in Wachs und angethan mit den eigenen Kleidern in der Kirche selbst aufstellen zu dürfen. Zur Zeit des Lorenzo de' Medici war die Fabrikation solcher Wachsfiguren (Voti) ein ausgebildeter hochstehender Kunstzweig und in den Händen der Benintendi, Schüler des Andrea Verrocchio, die Generationen lang eine ausgedehnte Votifabrik zum Nutzen der Kirche leiteten und deshalb den Namen ›Fallimagini‹ führten. Lorenzo selbst ließ, nachdem er 1478 glücklich den Dolchen der Pazzi entronnen, seine lebensgroße Wachsfigur, von Orsino Benintendi angefertigt, dreimal in florentinischen Kirchen in verschiedenem Kostüm aufhängen. In denselben Kleidern, die er am Tage der Ermordung seines Bruders Giuliano trug, als er sich gerettet, aber selbst verwundet, dem Volke am Fenster zeigte, hing seine Figur in einer Kirche der Via San Gallo; im florentinischen Bürgerstaatsgewand, im Lucco, erblickte man ihn dann noch über einer Thür in der Annunziata, und eine dritte derartige Porträtwachsfigur schickte Lorenzo als Dankesvoto nach der Kirche Maria degli Angeli in Assisi.

Die Menge dieser Voti schwoll schon gegen Anfang des 16. Jahrhunderts derartig an, dass in der Kirche selbst Platzmangel eintrat und die Figuren der Stifter an Stricken oben am Gebälk aufgehängt und deswegen die Mauern durch Ketten verstärkt werden mussten, und erst als durch das öftere Herabfallen eines Voto Andächtige erheblich gestört wurden, verbannte man das Wachsfiguren-Kabinett in einen seitlichen Hof, wo Reste des Panoptikums noch bis Ende des 18. Jahrhunderts zu sehen waren.«²³

Wenn man den Menschen/Gläubigen also theologisch vermitteln könnte, dass die Anwesenheit von Avataren, also virtuellen Voti bei digitalen Gottesdiensten auch wirklich denselben Zweck erfüllt wie die persönliche Anwesenheit der Menschen/Gläubigen bei

realen Gottesdiensten, dann dürften künftigen Designern des religiösen Second Life ähnlich wie der Künstlerfamilie Benintendi gute Zeiten bevorstehen. Man müsste ein derartiges Verhalten den Menschen eben nur mit theologisch fundierten Argumenten einsichtig machen – und es dürfte nicht einfach nur ein kurzfristiger Hype wie bei Second Life sein.²⁴

Notiz VI: Church of Fools

Da im Protestantismus traditionell die Kirchenleitungen eine geringere Rolle spielen als etwa im Katholizismus und daher auch sehr viel weniger an das *personale* Stellvertreterprinzip gebunden sind, könnte man den Prozess der Digitalisierung dort beginnen. Nicht in dem Sinne, dass wir die Kirchenleitungen mit einem digitalen Machtapparat ausstatten, sondern sie schlicht durch Maschinen ersetzen. Da Algorithmen doch angeblich gute Personalberater sind²⁵ und auch über mehr oder weniger präzise Sozialprognosen verfügen²⁶, wäre das doch eine interessante Idee. Ersetzen wir zunächst also das Dezernat »Pfarrdienst und Personalplanung« durch Algorithmen gesteuerte Maschinen. Hier hat sich die Kirchenleitung ja bisher am schwächsten erwiesen. Weder wurden die Charismen der künftigen Pfarrerinnen und Pfarrer angemessen berücksichtigt, noch die Zahlen des künftigen Pfarrersbedarfs korrekt berechnet. Das können Maschinen besser. Aber vielleicht müsste man ganz avantgardistisch noch »höher« anfangen. Der Vorsitzende des Rates der EKD wäre doch so ein Anfang für eine Substitution durch Roboter. Für ihn könnte man ja statt Pepper besser Sophia (humanoide Roboter, siehe wikipedia; PV-Info) verwenden. Nach und nach könnte dann der Rest der EKD-Verwaltung folgen. Für die reicht ganz sicher Pepper als Substitut. So würden wir dann endlich die First Church of Cyberspace in die Wirklichkeit überführen, die die New York Times schon 2004 in Ansätzen realisiert sah.²⁷ Nicht umsonst trug das Unternehmen damals und heute den Namen *Church of Fools* (www.churchoffools.com). Mehr habe ich in dieser Frage nicht anzumerken.

Notiz VII: Eine abschließende Erinnerung

Aber im Ernst. Als der im vergangenen Jahr verstorbene Theologe und Schriftsteller Kurt Marti vor genau 60 Jahren über die Bedeutung von Bildern und damit von Repräsentanzen im religiösen Ritus nachdachte, schrieb er Folgendes:

»War bis zu Jesus Christus Gottes aktuelle irdische Residenz, in die er nicht gebannt war, in der es ihm aber gefiel, seinem Volke je und je zu begegnen, eine lokale Residenz (Stiftszelt, Tempel), so wählt Gott von nun an

eine personale Residenz (Jesus Christus). Natürlich ist der Bedeutungsschwund des Tempels ein geschichtlich sehr differenzierter Vorgang. Das gleiche gilt von der theologischen Erkenntnisbildung der ersten Christengemeinden. Wir begnügen uns hier damit, das theologische Fazit dieser Entwicklungen zu ziehen. Nach neutestamentlicher Auffassung ereignet sich die Begegnung mit Gott von nun an nicht mehr in einem Tempel, sondern in der Person Jesu Christi.«²⁸

Das scheint mir im Kern das zu enthalten, worum es in der Frage der Digitalisierung (nicht nur der pastoraltheologischen Handlungen) geht. Gibt es eine Begegnung mit Gott in der Person Jesu Christi? Dann ist die Frage der räumlichen Gestaltung und des Kontextes sekundär. Gibt es diese personale Begegnung nicht, ist alles hinfällig.

Dr. phil. h. c. Andreas Mertin, 60, aus Hagen in Westfalen ist als Theologe und Kulturwissenschaftler neben seiner Tätigkeit als Herausgeber Kurator zeitgenössischer Kunst.

Anmerkungen

- 1 Vgl. etwa <http://digitale-kirche.evangelisch.de/>
- 2 Vgl. dazu Pettegree, Andrew (2005): *Reformation and the culture of persuasion*. Cambridge (UK), New York: Cambridge University Press.
- 3 »Diese Entwicklungen vor Augen, kann die Kunst ihre Treue zu ihrer wahren Affinität zur Religion, die Bindung an die Wahrheit, nur durch eine fast asketische Abstinenz von allen religiösen Ansprüchen oder irgendwelchen Berührungen mit religiösen Themen bewahren. Religiöse Kunst heutzutage ist nichts als Blasphemie.« Adorno, Theodor W. (2002): *Theses upon Art and Religion today*. In: Theodor W. Adorno: *Noten zur Literatur (I–IV)*: Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, S. 647–653, hier S. 653. [Übersetzung des Verfassers]
- 4 Vgl. Mertin, Andreas/Herrmann, Jörg: *Im Wettstreit mit Gott. Das Internet als Impuls für die Theologie*. Evangelische Kommentare 8/1996, S. 481–484. Erneut abgedruckt unter <https://www.theomag.de/07/mh1.htm>
- 5 Haberer, Johanna (2015): *Digitale Theologie. Gott und die Medienrevolution der Gegenwart*. München: Kösel.
- 6 Vgl. auch Reck, Hans Ulrich (2003): *Kunst als Medientheorie. Vom Zeichen zur Handlung*. München: Fink. Sowie ders. (2002): *Mythos Medienkunst*. Köln: König, Walther (Pamphlet, 20).
- 7 So Assheuer, Thomas (2004): *Digitale Mystik*. In: *Die Zeit*, 31.12.2004 (1). <http://www.zeit.de/2005/01/Kunst>.
- 8 <https://www.heise.de/tr/blog/artikel/Ist-Google-Gott-2644036.html>
- 9 Vgl. Verf. (2018): *Principles of Adult Behavior. Eine Erinnerung aus Anlass des Todes von John Perry Barlow*, <https://www.theomag.de/112/am621.htm>
- 10 Charbonnier, Ralph (2017): *Digitalisierung: Jesus und die Algorithmen*. In: *Zeit* (32), <http://www.zeit.de/2017/32/digitalisierung-christentum-problem>
- 11 Gibson, William (1987): *Neuromancer*. München. Gibson, William (1997): *Biochips*, 9. Aufl. München. Gibson, William (1990): *Mona Lisa Overdrive*, 2. Aufl. München.
- 12 Vgl. Thomas Melzl, »Das unentdeckte Land. Anfragen der Digitalisierung an Theologie und Kirche am Beispiel liturgischer Handlungen« <https://www.theomag.de/112/tm01.htm>
- 13 Vgl. <https://www.theomag.de/17/am50.htm>
- 14 Vgl. Halbwachs, Maurice; Maus, Heinz (1985): *Das kollektive Gedächtnis*. Ungekürzte Ausgabe, Frankfurt a. M.: Fischer (Fischer, 7359: Fischer-Wissenschaft).
- 15 Vgl. Dewey, John (1980): *Kunst als Erfahrung*. Unter Mitarbeit von Christa Velten. Frankfurt am Main, S. 368: »Kritiker ebenso wie Theoretiker sind der Versuchung ausgesetzt, das spezifisch Ästhetische in Begriffe irgendeiner anderen Art von Erfahrung zu übersetzen. Die allgemein verbreitetste Form dieses Trugschlusses ist die Annahme, der Künstler beginne mit einem Material, das bereits einen anerkannten Status in moralischer, philosophischer, historischer oder welcher Hinsicht auch immer besitzt und er mache es dann durch Entwickeln von Gefühlen und phantasievolles Herausputzen angenehmer. Das Kunstwerk wird behandelt, als ob es eine Neuausgabe von Werken wäre, sie schon auf anderen Gebieten der Erfahrung kursieren.«
- 16 Vgl. dazu Lehnerer, Thomas (1999): *Die Botschaft der Kunst*. In: Dietrich Neuhaus und Andreas Mertin (Hg.): *Wie in einem Spiegel. Begegnungen von Kunst, Religion, Theologie und Ästhetik*: Haag + Herchen GmbH, S. 119–128.
- 17 Vgl. dazu Menke, Christoph (1991): *Die Souveränität der Kunst. Ästhetische Erfahrung nach Adorno und Derrida*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- 18 North, Ryan; Morisse, Jörn; Bennardo, Matthew; Malki, David (Hg.) (2012): *Machine of death. 34 Geschichten über Menschen, die wissen, wie sie sterben werden*. Dt. Erstausgabe. München: Heyne.
- 19 Asimov, Isaac (1970): *Der Mann von drüben (The caves of steel, dt.)*.
- 20 Asimov, Isaac (1975): *Wenn die Sterne verlöschen. 6 der besten Stories des weltberühmten Science-Fiction-Autors*. Rastatt (Baden): Pabel (Terra-Taschenbuch, 264).
- 21 Adams, Douglas (1988): *Der elektrische Mönch. Dirk Gently's holistische Detektei*. Hamburg: Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins.
- 22 Vgl. Galouye, Daniel F. (1989): *Simulacron-drei. Science Fiction-Roman*. 2. Aufl. München: Heyne (Heyne-Bücher 6, 16).
- 23 Warburg, Aby Moritz (1932): *Bildniskunst und florentinisches Bürgertum. Domenico Ghirlandaio in Santa Trinita/Die Bildnisse des Lorenzo de' Medici und seiner Angehörigen* (1902), S. 99 f.
- 24 Vgl. Mertin, Andreas (2012): *Down the rabbit hole. Oder: Der medialisierte Mensch im Netz der Systeme*. In: *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 64 (2), S. 168–177.
- 25 Weitzel, Tim (2018): »Der Algorithmus diskriminiert nicht«. »Roboter Recruiting«. Ein Interview. In: *Die Zeit*. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/arbeit/2018-01/roboter-recruiting-bewerbungsgespraech-computer-tim-weitzel-wirtschaftsinformatiker>, zuletzt geprüft am 11.03.2018.
- 26 Vgl. dagegen Brooks, Rodney (2017): *Die sieben Todsünden der Prognosen über die Zukunft der KI*. Online <https://algorithmenethik.de/2017/11/14/die-sieben-todsunden-der-prognosen-ueber-die-zukunft-der-ki/>
- 27 <http://www.nytimes.com/2004/05/15/nyregion/religion-journal-the-first-church-of-cyberspace-services-tomorrow.html>
- 28 Marti, Kurt (1958): *Christus, die Befreiung der bildenden Künste zur Profanität*. In: *Evangelische Theologie* (8), S. 371–375, hier S. 372.

Dr. Friedrich Graebke: westfälischer Dorfpastor und schillernder Musensohn

Skizze zu einem besonderen Lebenslauf

Auf dem Friedhof des bei Soest gelegenen Dorfes Neuengeseke gibt es ein unter Efeu fast verschwundenes Grab. Immer wieder braucht es eine freischneidende Hand, damit die kleine dunkle Grabplatte zu lesen ist. »Dr. Friedrich Graebke« steht darauf – und die Lebensspanne 1879 bis 1955. »Pastor und Musensohn« hätte auch noch altertümlich in den Stein geschnitten werden können, aber dafür war vielleicht nicht mehr Platz: Ein besonderer Kollege in unserer westfälischen Kirche, an den mit dieser Skizze erinnert werden soll.

In Paderborn als Kind eines Oberlandmessers geboren, schlug Graebke die Theologenlaufbahn ein, die ihn auf umwegreichen Pfaden als Frischpromovierten 1907 nach Soest zu einem Sondervikariat führten – wohl im Zusammenhang mit dem dortigen Predigerseminar. Ende November des selben Jahres freilich trat er schon die Pfarrstelle in Neuengeseke an, die er dann bis 1928 innehatte. Mit nicht einmal 50 Jahren ging er in den Ruhestand, zog nach Hannover und saß ein paar Jahre im dortigen Landtag. Ich weiß nicht wie lange – wie überhaupt bei den nächsten Jahren mir vieles im Dunklen geblieben ist. Klar ist nur, dass er vor dem Zweiten Weltkrieg als Musikkritiker sowie als Theaterschriftsteller von Lustspielen und Grotesken (!) nachzuweisen ist.

Das nächste öffentliche Datum ist die maßgeblich von ihm 1947 betriebene Gründung der »Deutsch-italienischen Kulturgesellschaft Hannover«. Im Nachruf der Hannoverschen Allgemeinen heißt es nach seinem Tod am 31. August 1955: »In den letzten Jahren entfaltete Dr. Graebke eine reiche Tätigkeit. Er hielt über Italien, das Land seiner Sehnsucht, das er wohl ein Dutzend Mal bereiste, Vorträge über Kunst und Musik. Sein Humor brachte ihn über so manchen Schicksalsschlag hinweg. So waren die Kurzgeschichten, die er für Zeitungen schrieb, meist heiterer Natur.«

Seinem Wunsch gemäß wurde Graebke nicht in Hannover, sondern auf dem Friedhof von Neuengeseke begraben. Dort liegt er, der zeit lebens Jungeselle geblieben war, am Rande eines Familiengrabes anderen Nachnamens: Freundschaftsbande sind der



Christian Casdorff

Grund für genau diesen Bestattungsort. Die gingen soweit, dass Graebke durch diese Freundschaft einst Erbe eines größeren Stückes Landes geworden war – und alle zwei Jahre davon zwei Morgen verkauft hatte, um sich so, bei gewiss schmaler Pension, sein schöngeistiges Leben in Hannover leichter erlauben zu können.

Nach diesem biographischen Überblick lohnt sich ein genaueres Hinsehen auf einige Lebensstationen Graebkes – besonders von seiner literarischen Produktion her, die ganz und gar nicht erst in Hannover begann. Am Anfang seiner Veröffentlichungen steht seine Göttinger Dissertation: »Die Konstruktion der Abendmahlslehre in ihrer Entwicklung dargestellt. Eine dogmengeschichtliche Studie« (Naumburg a. S., 1907).

Nur dieses Werk Graebkes ist nicht gänzlich in Vergessenheit geraten, da es im Fußnoten-Unterholz wissenschaftlicher Arbeiten zum Thema immer wieder noch zitiert wird. Graebkes Hauptaugenmerk liegt dabei auf Luthers Streben, das Abendmahl nicht als Werk anzusehen, durch das wir Gott etwas geben (officium), sondern durch das uns Gott etwas gibt (beneficium). – Graebke hat an diese Arbeit keine weiteren universitären Karriereschritte angeschlossen, obwohl es am Ende einer preisenden Rezension in der »Theologischen Literaturzeitung« von 1908 heißt: »Es sei ... die wertvolle Schrift vorzüglich der Beachtung unserer jungen Theologen aufs angelegentlichste empfohlen.«¹ Statt Wissenschaft also: Landpfarrer!

Gewiss: seine musische Ader lebte er besonders in den literarisch-musikalischen Zirkeln von Soest aus, in denen er als Poet und virtuoser Pianist, vornehmlich von Chopin- und Schubert-Stücken, wohlgeübt war. Sein lyrisches Talent war vielfältig. Er konnte im Bänkellieder-Stil vom Soester Pumpernickel dichten: »Der Meister nimmt vom Roggenschrot / zwölf Pfund und knetet draus ein Brot, / vierschrötig, unverdaulich hart: / drum spiegelt sich Westfalenart / so schön im Pumpernickel ...«² Aber auch ein impressionistisches Nocturne in Versen konnte er abliefern wie diese »Mondnacht«³:

Am Fenster schattet wilder Wein;
Zur Kammer schleicht der Mond herein;
Sticht durch des Laubes Spalten schräg,
Tastet behutsam seinen Weg.

Über die Tür quer geht sein Gang,
Rückt mählich dann die Wand entlang;
Streift schon der Bettstatt blanken Knauf
Und nimmt zu mir her seinen Lauf.

Doch eh mich noch sein Glanz befällt,
Längst Schlaf mich schon gefangen hält:
Dann lieg ich da in goldnem Licht –
Und weiß es nicht – und weiß es nicht ...

Nun ist freilich die Vorstellung völlig verfehlt, Graebke wäre wie weiland Mörike als Musensohn nur widerwillig zu den allernötigsten Tätigkeiten des Landpfarramts bereit gewesen. Er versah seinen Dienst mit großer Leidenschaft. Einer seiner Konfirmanden des Jahrgangs 1924 hat im Alter ein berührendes Porträt seines Dorfpastors gezeichnet: »Pastor Graebke war kein Heiliger, aber ein Mensch im rastlosen Einsatz, der mit uns Kindern Schneeballschlachten machte und mit den Trauernden weinte. Uns ehemaligen Schülern bleibt Dankbarkeit und Erinnerung.« Und auch ein sehr geerdeter Graebke-Spruch an die jungen Leute von damals ist noch präsent: »Jeder gehe in eine Lehre. Jedes Handwerk muss im Dorf vertreten sein!«⁴

Doch sogar das Musische reimte sich für diesen Geistlichen durchaus auch auf das Leben rund um den Kirchturm von Neuengeseke: »Immer wieder wusste Pastor Graebke uns Kinder für alles Große und Schöne zu begeistern. So wurden etwa die Kirchenglocken zu lebenden Wesen, die aus alten Zeiten erzählten. Er selbst schrieb das plattdeutsche Stück ›Die Glocken von Niggenseiseken‹, es wurde in Dortmund uraufgeführt. Mit dem Kutschwagen fuhr man dorthin und kam erst morgens heim.« Neben diesen hellen Erinnerungen blieb aber besonders eben der in der Trauer mitleidende Pfarrer unvergesslich. Gerade für die Zeit des Ersten Weltkriegs (der Konfirmand von 1924 war da also noch wirklich ein Kind!) wird notiert: »Damals ... radelte er im grünen Wanderanzug von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf in der großen Gemeinde Neuengeseke. Er hatte viel Kummer anzuhören in diesen bitteren Zeiten, versuchte Frauen

und Mütter zu trösten, wenn er ihnen den Tod ihres Gefallenen mitteilen musste.«

Diese Kriegserinnerung muss allerdings durch den Charakter der literarischen Produktion Graebkes auf beklemmende Weise ergänzt werden: Er war, wie der weit überwiegende Mehrheit der damaligen Geistlichkeit, von nationaler Kriegsbegeisterung ergriffen. Er veröffentlichte einige Erzählungen, in denen der Soldatentod als Opfer für das Vaterland in religiös höchst aufgeladener Verklärung dargestellt wird. In seiner ungezügelter Überschwenglichkeit sticht der Text »Siegsglocken«⁵ von 1916 hervor. Erzählt wird darin seitenlang, wie ein Pfarrer wegen der Nachricht »Warschau ist unser!« eigenhändig »den trunkenen Triumphgesang der Glocken« herbeizwingt. Sie sind nicht mehr freundlich von alten Zeiten erzählende Wesen. Stattdessen schließt die Geschichte mit dem Ausruf: »Wenn ihr wieder siegt, ihr kämpfenden Brüder – und ich weiß, es wird noch oft sein! – dann will ich wieder auf den Turm steigen und die Glocken singen lassen euch zu Ruhm und Preis!«

Auch unter dem Zeichen der Niederlage hat Graebke diese Geisteshaltung 1925 konsequent beibehalten: da weihte er feierlich die Nachfolgerin für eine zu Kriegszwecken eingeschmolzene Glocke ein. Als Inschrift trug sie einen Vers, bei dem gewiss der Dorfpfarrer als Autor anzunehmen ist: »Die einst hier hing, sie gab ihr Erz./Ihr Toten opfertet das Herz./ Solang ich klinge, will ich melden./ Gemeinde, dir von deinen Helden.«⁶ In furchtbarer Logik wurde diese Glocke einige Jahre später wiederum in tötendes Material umgeschmolzen – für den Zweiten Weltkrieg.

Bei dieser so klar dokumentierten Einstellung Graebkes ist es kein Wunder, dass er nach seinem Abschied vom westfälischen Pfarramt in Hannover als Nationalkonservativer dem Landtag angehörte. Sein politisches Verhalten in den Folgejahren konnte ich nicht klären. Die spärlichen Hinweise lassen ahnen, dass er sich ins schöngestige Feuilleton zurückgezogen hat. Aber das ist nur eine Vermutung.

Das nächste für mich greifbare Zeugnis von Graebkes geistiger Haltung erschien erst im Jahr 1947. Es ist sein belletristisches Hauptwerk, der in Form einer Lebensbeichte abgefasste Künstlerroman »Fremdling an allen Toren«. Alles Dröhnend-Markige, alles Nationale, ja selbst ein irgendwie besitzstandswahrender Heimatbegriff sind hier in ihr Gegenteil gekehrt: Ein Maler erzählt von seiner langen, an Irrwegen reichen



Friedrich Graebke

und noch keineswegs abgeschlossenen Selbstfindung. Statt dem Wunsch der Eltern zu entsprechen und Pfarrer zu werden, will und muss er seiner künstlerischen Begabung folgen. Er findet endlich zu seinem eigenen Stil – findet aber gleichzeitig bei keinem Menschen ein wirkliches Zuhause und in keinem Land eine echte Heimat, auch nicht im intensiv aufgesuchten Sehnsuchtsziel Italien.

Ein Nähe suchender Fremde zu sein: diese Grundeinführung der Romanfigur klingt auch in vielen der Gedichten an, die nach dem Tod Graebkes in einer kleinen Nachlasspublikation erschienen. Es liegt also nahe, hier eine literarisch geformte Selbstwahrnehmung des Autors zu erkennen. Und dies angesichts der in Nachrufen gepriesenen Kommunikationsfreude und der ausgestrahlten Heiterkeit!

»Meine Seele ... findet keine heimatliche Stätte, da der Wanderschrei der Sehnsucht verstummt.«, mithin »ein Fremdling an allen Toren.«⁷ So heißt es kurz vor Schluss des Romans. Er endet dann freilich mit einer Tagebuchnotiz des fiktiven Malers, die wie eine geistliche Wendung erscheint: »Kann Gott mir vielleicht geben, was ich bei den Menschen vergeblich gesucht: Gemeinschaft?... Was in ihm sich findet, müsste sich auch untereinander finden. Könnte deshalb die Gemeinschaft mit Gott mir doch noch verhelfen zur Gemeinschaft mit der Welt, darin der Mensch seine Wohnung ... ist? Dann muss er also das einzige Tor sein, an dem ich nicht mehr Fremdling bin, weil es aus dem Höllensturz der Vereinsamung in das Mysterium der Gemeinschaft führt.«

Hat Graebke mit dieser Schlusskurve den Maler, diesen schillernden Musensohn, unter der Hand in einen Dorfpastor verwandelt? So könnte man gewiss einwenden. Man könnte freilich auch einfach weiter fragen, nämlich: Auf welche Weise kann es denn konkret geschehen, dass wir einander finden, indem wir uns in Gott finden? Wie kann Gott solche doppelte Gemeinschaft geben? Eine mögliche Antwort hat Graebke genau vierzig Jahre vor diesem Roman mit seinem ersten Buch, seiner Doktorarbeit entfaltet: Das Abendmahl ist genau diese Gabe, dieses beneficium der Gemeinschaft zwischen Gott und mir – und darin auch der Gemeinschaft zwischen mir und den anderen Menschen.

Neben dieser Konkretion könnte man aber auch eine ganz unliturgische, weltliche Verwirklichungsweise für möglich halten. Solch eine meine ich etwa in einem Brief entdecken zu können, den mir vor wenigen Jahren eine ältere Dame anvertraut hat. Er ist nicht an mich gerichtet, sondern an Dr. Friedrich Graebke. Geschrieben hat diese Dame den Brief sechzig Jahre nach dem Tod des Adressaten! Es ist ein Dankesbrief und so ein wirklicher Nach-Ruf.



Friedrich Graebke 1925 bei der Glockenweihe

Als Waise war die Briefschreiberin zu sie nur ausnutzenden Verwandten nach Hannover gekommen. Die Begegnungen mit Friedrich Graebke erlebte sie als wegweisende Befreiung. Er schenkte ihr zum 16. Geburtstag seinen Roman vom »Fremdling« – und verband damit die Toröffnung zur Welt der Literatur, der Kunst und der Musik. Er machte Mut zur Lösung aus der druckvollen Wohnsituation – und auch zur Bewerbung um einen weit von Hannover entfernten Ausbildungsplatz im Buchhandel. Dies war ein Traumziel, das sie wegen ihres zu geringen Schulabschlusses eigentlich für unerreichbar hielt – und durch die bildenden Gespräche mit Graebke doch verwirklichen konnte. Der Brief reiht viele konkrete Erinnerungen aneinander, darunter auch die an ein Gespräch über die Schönheit der Wolken. Die Schreiberin schließt, ähnlich wie der Konfirmand von 1924, mit den Worten: »Das große Gefühl der Dankbarkeit Ihnen gegenüber wird mich nie verlassen.«

Dieser Brief war für mich ein wesentlicher Beweggrund, mich mit dem (Lebens-)Werk Graebkes näher zu beschäftigen – und durch diese kleine Skizze hier die Grabplatte auf dem Friedhof von Neuengeseke ein wenig von Efeu freizuschneiden.

Christian Casdorff, 54, ist seit 2016 Pfarrer der St.-Petri-Pauli-Kirchengemeinde Soest; zu seinem Bezirk gehören die Dörfer, die westlich an Neuengeseke grenzen. Zuvor war er zwölf Jahre Reha-Seelsorger in Bad Sassendorf. Hier entwickelte er eine beliebte und in Soest fortgesetzte Veranstaltungsreihe, in der er schreibende, malende oder komponierende Persönlichkeiten biografisch und in Werkausschnitten vorstellt.

Anmerkungen

- 1 Rezension von Paul Lobstein, in: Theologische Literaturzeitung 33.1908, Heft 9, Spalte 271–273, Zitat Spalte 273.
- 2 Zitiert nach: Mitteilungen des Soester Heimat- und Geschichtsvereins 1987, 7.

- 3 Gedichte aus dem Nachlass von Dr. Friedrich Graebke. † am 31. August 1955. Als Erinnerung für seine Freunde; ohne Ort, unpaginiert.
- 4 Zitiert hier wie auch im Folgenden aus dem Artikel im Soester Anzeiger vom 29./30.8.1987: Gustav Peters erinnert sich an Pastor Graebke.

- 5 Veröffentlicht in: Jugend. Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben 21.1916, 326f+329+331.
- 6 Zitiert nach: Reinhart Seume und Helmut Windhüfel: Gegenwart/Vergangenheit des Kirchspiels Neuengeseke – Gemeindefest im Jahr 2000, 46.
- 7 Friedrich Graebke: Fremdling an allen Toren; Hannover 1947, 226 f. Das folgende Zitat 228.

Wir sollten über Testamente reden

Ein Kommunikationskonzept zum Thema Weitergeben, Schenken, Stiften und Vererben in der Kirche

PV-Info dankt Hansjörg Federmann, dass er hier erstmals das neu erarbeitete landeskirchliche Konzept zum Thema Testamentsspenden öffentlich entfaltet. Die im Artikel genannte Ratgeber-Broschüre »Was bleibt.« wird Anfang des Jahres 2019 an alle Pfarrerrinnen und Pfarrer verschickt. Die erwähnte Wanderausstellung ist erstmals vom 19. bis 31. März 2019 von dienstags bis samstags zwischen 10.00 Uhr und 17.00 Uhr in der Stadtkirche St. Simeonis in Minden zu sehen. Die ethischen Standards finden sich auch unter www.fundraising-westfalen.de/werte. Aktuelle Informationen bietet der Newsletter www.fundraising-westfalen.de/newsletter.

In meiner ersten Kirchengemeinde überraschte mich eine ältere, alleinstehende Dame, zu der ich in seelsorglichem Kontakt stand, mit der Ankündigung »Übrigens, Herr Pfarrer, ich habe mein Testament zugunsten der Kirche gemacht.« Damals erschien mir die Antwort »Das freut mich aber sehr« und ein anerkennendes Nicken als angemessene Reaktion. Vieles ging mir blitzartig durch den Kopf: Der Wunsch, den seelsorglichen Kontakt nicht durch ein anderes Thema zu belasten. Der Impuls, nicht irgendwie käuflich zu erscheinen, vielleicht sogar das Zurückscheuen vor dem Tabu, mit dem Testament zugleich den Tod meiner Gesprächspartnerin zu thematisieren. Und natürlich der innere Konflikt mit dem plötzlich geweckten Begehren: Wir hätten es gut brauchen können in der Gemeinde – aber darf man das in dieser Situation sagen, ohne unangemessenen Druck aufzubauen?

Heute erscheinen mir all diese Gedanken nach wie vor berechtigt. Aber es ist auch die Überzeugung gewachsen, dass es gut ist, mit dem Thema Testamente offener umzugehen und eine Praxis zu entwickeln, die den Dialog nicht freundlich abbiegt, sondern eröffnet. Nicht zuletzt die Gespräche mit den eigenen Eltern darüber, wie sie ihr Testament gestalten wollen, haben mir gezeigt, wie wertvoll es ist, einander dabei zu ver-

stehen, zu respektieren und zu unterstützen, auch wenn es erst einmal schwierig ist, den Einstieg ins Gespräch zu finden. Über Testamente zu reden, kann hilfreich und sinnvoll sein.

Drei Bezugspunkte

Im kirchlichen Kontext sind beim Thema »Testamente« drei Bezugspunkte von besonderer Bedeutung

- Respekt vor der Freiheit des Gegenübers
- Begleitung bei einer wichtigen Lebensfrage
- Testamentsspenden als Form des Fundraisings

Respekt vor der Freiheit des Gegenübers

Besteht die Gefahr, dass wir dort, wo wir Testamente thematisieren, Menschen bevormunden oder ihnen ein fremdes Anliegen aufdrücken? In der Regel ist das nicht zu erwarten. Evangelische Christinnen und Christen sind auf ein hohes Maß an Freiheit und Selbstbewusstsein geeicht – auch gegenüber ihrer Kirche. Es entspricht einem wertschätzenden Bild von souveränen Gemeindegliedern, ihnen auch sensible Themen nicht vorzuenthalten, sondern sie aktiv ins Gespräch zu bringen: Dass es sich lohnt, darüber nachzudenken, wie man einmal vererben will, dass es überlegenswert ist, dabei auch an die Gemeinschaft zu denken, oder dass Testamente zugunsten der Gemeinde ein wertvoller Beitrag sein können, um deren Arbeit auch in Zukunft zu tragen.

Anders sieht das in expliziten Seelsorgesituationen aus. Hier ist es unsere Aufgabe, aktiv darauf zu achten, dass menschliche und geistliche Zuwendung nicht als Verpflichtung unseres Gegenübers zu irgendeiner Form von Gegenleistung empfunden wird und dass belastende Lebenssituationen nicht zu unbedachten Entscheidungen führen – auch nicht zu solchen zugunsten der Kirche. Respekt vor der Freiheit des Gegenübers kann hier nur heißen, auf das Thematisieren kirchlicher Unterstützungsanliegen von uns

aus konsequent zu verzichten und eine besondere Sensibilität zu entwickeln, wenn unser Gegenüber es gerade in dieser Situation anspricht.

Begleitung bei einer wichtigen Lebensfrage

Dass die Testamentsgestaltung viele Menschen umtreibt, zeigen unter anderem die oft gut besuchten Informationsveranstaltungen zum Thema, die von Banken, Anwaltskanzleien und manchmal auch in Kirchengemeinden angeboten werden. Insgesamt zeichnet sich ein gesellschaftlicher Wandel ab: Dass es besser ist, über das Vererben mit den eigenen Kindern oder den vorgesehenen Erben offen zu reden, statt das Testament als geheimnisvolle Botschaft zu verstehen, dessen Inhalt sich erst nach dem Tod enthüllt. Dennoch bleibt das Thema mit Unsicherheiten und Tabus behaftet – und braucht Vertrauensräume, in denen eigene Klärung und Gesprächsfähigkeit angestoßen wird.

Gerade für die Menschen, die aktiv in die Gemeinde eingebunden sind, ist es schlüssig, dort auch Orientierung zu diesen Fragen zu finden. Oft ist dabei mehr im Spiel, als nur der Wunsch nach einer juristisch korrekten Form – es geht um eigene Vorstellungen davon, was gute und gerechte Lösungen sind, um das Abwägen eigener Wünsche und gefühlter Erwartungen sowie das Überwinden innerer Widerstände, sich dem Thema zu stellen. Die Kirche vergibt eine Chance, ihren Mitgliedern nahe zu sein, wenn sie dieses Feld allein Juristen, Steuerfachleuten oder Vermögensberaterinnen überlässt. Andere Themen des Älterwerdens wie die Vorsorgevollmacht oder der Umgang mit Demenz, die stets auch eine existenzielle Dimension haben, sind selbstverständlicher Bestandteil kirchlicher Gruppen- und Bildungsarbeit. Das ist gut so – und beim Thema Testamente eigentlich nicht anders.

Testamentsspenden als Form des Fundraisings

Über die Bedeutung von Spenden zu reden und wichtige Projekte durch ein planvolles Fundraising zum Erfolg zu führen, ist in vielen Gemeinden und kirchlichen Einrichtungen fester Bestandteil der Arbeit geworden. Da erfolgreiches Fundraising von guten Beispielen und klaren Fragen lebt, kann es Teil der Öffentlichkeitsarbeit sein zu berichten, wie ein Testament die aufwändige Kirchturmsanierung ermöglicht hat. Dort, wo eine Gemeindestiftung besteht, ist es passend, neben der Zustiftung auch den Beitrag durch



Hansjörg Federmann

ein Vermächtnis als Möglichkeit zu nennen. Solche freiwillige Unterstützung wird für die kirchliche Arbeit immer wichtiger.

Dabei spielt auch eine Rolle, dass viele Menschen erhebliche Werte zu vererben haben. Mit wachsendem gesellschaftlichem Wohlstand steigen die Vermögen – und treffen oft auf eine Situation, in der Kinder entweder nicht vorhanden oder selbst schon finanziell gut ausgestattet sind. Das gibt Raum für die Perspektive, bei der Testamentsgestaltung auch an gemeinnützige Anliegen zu denken, wie es etwa in angelsächsischen Ländern erheblich stärker üblich ist als in

Deutschland. Unabhängig vom Nutzen für die Kirche kann es daher ein sinnvolles Anliegen sein, die Idee des gemeinnützigen Vererbens stärker zu verbreiten.

Als Teil des Fundraisings sind Testamentsspenden nichts, was sich kurzfristig erreichen lässt, sondern in der Regel das Ergebnis eines Prozesses wachsender Verbundenheit, der meist auf ein langjähriges Engagement durch Spenden aufbaut. Bemerkenswert ist allerdings: Obwohl Testamente zugunsten der Kirche eine lange Tradition haben, denken viele, auch kirchlich eng verbundene Menschen, bei Testamenten für einen gemeinnützigen Zweck oft zuerst an andere Organisationen.

Das Kommunikationskonzept »Was bleibt.«

Diese drei ganz unterschiedlich motivierten Bezugspunkte können stimmig zusammenpassen – aber auch in Spannung zu einander stehen. Es ist daher gut, sich die verschiedenen Aspekte bewusst zu machen und zu überlegen, ob und wie man sie auf angemessene Weise zur Geltung bringen will.

Auf diesem Hintergrund bereitet die Evangelische Kirche von Westfalen das Kommunikationskonzept »Was bleibt.« vor. Es wurde 2013 in der badischen Landeskirche und ihrer Diakonie entwickelt. Nach und nach haben zahlreiche EKD-Landeskirchen die Qualität dieses Konzeptes entdeckt, es für ihren Bereich angepasst und übernommen. Für die Evangelische Kirche von Westfalen haben wir die Materialien sowohl mit Fundraising- als auch mit Seelsorgefachleuten überarbeitet und weiterentwickelt.

Ein biographischer Zugang über Menschen, die mit ihren »Schatzkästchen des Lebens« vorstellen, was ihnen an materiellen, vor allem aber auch an immateriellen Dingen wichtig geworden ist, lädt ein zur



Identifikation und zeigt zugleich: Hier geht es um das Ganze meines Lebens. Konkrete Überlegungen zur Gestaltung eines Testamentes sind eingebunden in meine Beziehung zu Menschen, die mir viel bedeuten, in Erfahrungen meines Lebens und in Werte, die mir wichtig sind. Ein Hauptanliegen des Konzeptes ist es, Menschen zum Nachdenken über ihre eigenen Wünsche an eine gute Regelung ihres Nachlasses anzuregen – ein erster Schritt, um dann auch mit ihren Angehörigen ins Gespräch zu kommen.

Konkret umfasst das Material drei Hauptelemente: die Ratgeber-Broschüre, die Wanderausstellung und die Website.

Ratgeber-Broschüre

Die Ratgeber-Broschüre bietet grundlegende Informationen zum Thema – vom Hinweis, dass ein Testament immer dann erforderlich ist, wenn die eigenen Wünsche zur Regelung des Nachlasses nicht genau der gesetzlichen Erbfolge entsprechen über die Besonderheiten bei einem gemeinschaftlichen Testament bis hin zu Beispielen für Testamentstexte. Hinweise zu Verfügungen und Vollmachten und zum Umgang mit Trauer (nicht wenige Menschen verlieren in der Zeit, in der sich Testamentsfragen stellen, ihren Partner) ergänzen den beratenden Teil. Er knüpft ganz deutlich am Informations- und Klärungsbedürfnis der Leserinnen und Leser an. Hinweise auf Testamente zugunsten

der Kirche kommen hier nicht vor. Diese Möglichkeit wird bewusst in einem eigenen Teil thematisiert, dem man sich je nach Interesse zuwenden kann oder nicht. Verglichen mit den Testamentsratgebern anderer Organisationen nimmt das Material eine Werbung für die eigene gute Sache also deutlich zurück – bringt das Thema aber ins Gespräch. Die Ratgeber erhalten Interessierte auf Bestellung. Entsprechende Anforderungskarten können ausgelegt oder bei Veranstaltungen weitergegeben werden.

Ausstellung

Die Ausstellung zeigt auf zwölf Tafeln Menschen mit den Schätzen ihres Lebens und ihren kirchlichen Anliegen. Auf den Ausstellungselementen liegen die Erinnerungsstücke zum Anschauen und Anfassen: Die Kamera des lebenslangen Hobbyfotografen, die Zeitung vom Tag des Mauerfalls, das Apfelkuchenrezept. Die Ausstellung kann in Gemeinderäumen, offenen Kirchen, diakonischen Einrichtungen oder auch im öffentlichen Raum gezeigt werden. So stößt sie die eigene Beschäftigung mit dem Thema an, kann mit Methoden der Erwachsenenbildung vertieft oder mit Gottesdiensten verknüpft werden. Für die Zeit der Ausstellung bieten sich besondere Veranstaltungen an – über Themen des Älterwerdens, über unsere Hoffnung angesichts des Todes und darüber hinaus und nicht zuletzt auch über die Frage »Wie

verfasse ich ein Testament?«. Auch hier wird nicht für Testamente zugunsten der Kirche geworben – die Möglichkeit, den Ratgeber zu bestellen, eröffnet eine Verbindung, alles andere liegt bei den Besucherinnen und Besuchern.

Website

Die Website www.was-bleibt.de bietet weiterführende Informationen, hilfreiche Formulare und Checklisten. Wie die Broschüre schlägt sie eine Brücke zu dem »Geschwistermaterial«, das das Kommunikationskonzept komplettiert: Die Broschüre »Nicht(s) vergessen, gut vorbereitet für die letzte Reise« entfaltet ausführlich das Thema »Vorsorge« und die Gestaltung der Trauerfeier dazu gibt es einen Vorsorgeordner.

In dieser Form ist das Kommunikationskonzept ein Angebot für Kirchengemeinden und Einrichtungen, die es nutzen und mit ihrer Bildungs-, Seelsorge- und Spendenarbeit verknüpfen können. Zugleich ist es ein kommunikatives Angebot an unsere Kirchenmitglieder – in einem Ton, der zu uns passt: Es ist menschlich nah, sachlich informativ, klar in seinem Angebot, aber nicht drängend. Wir rechnen nicht damit, dass überzeugte Greenpeace-Unterstützer nach der Lektüre ihr Testament zugunsten der Kirchengemeinde ändern – das ist auch nicht die Intention. Manche werden den Impuls eines Testaments zugunsten der Kirche aufnehmen, vielleicht mit dem Aha-Erlebnis: Daran hatte ich bisher nicht gedacht. Andere werden sich mit gutem Gewissen und geklärter Meinung anders entscheiden. Aber wir gehen davon aus, dass viele den Eindruck gewinnen: Hier hat mich meine Kirche gut unterstützt.

Für alle Gemeinden und Einrichtungen, die damit arbeiten, sorgt das Material für eine einheitliche, qualitativ und ethisch solide Form. Dazu gehört, dass die Nutzung der Materialien an die Teilnahme zweier Personen an einer Tagesschulung gebunden ist, die in die rechtlichen, ethischen und methodischen Fragen einführt und bewusst macht, was der Umgang mit Testamenten für eine Kirchengemeinde oder kirchliche Einrichtung bedeutet.

Ethische Standards

Ein wichtiger Hintergrund sind dabei die ethischen Standards für das Fundraising, die die Kirchenleitung in diesem Jahr als Empfehlung für die Gemeinden und Einrichtungen der Evangelischen Kirche von Westfalen beschlossen hat. Sie betonen unter anderem eine verantwortungsvolle Abgrenzung von Spendenarbeit und Seelsorge. Grundsatz 1 formuliert: »*Wer spendet, stiftet oder vererbt, handelt freiwillig. Wir respektieren uneingeschränkt die freie Wahl und Entscheidung und*

unterlassen jede Form von Druck. Bei seelsorglichen Gesprächen und Handlungen werben wir nicht aktiv um Gaben.«

Das ist eine klare Orientierung, was die eigene Haltung angeht. Seelsorge hat ihre Zeit – Fundraising hat seine Zeit. Wo die Seelsorge im Vordergrund steht, unterbleibt die Spendenwerbung. Aber nicht alle Fragen sind damit gelöst – Pfarrerrinnen und Pfarrer werden auf unterschiedliche Rollen angesprochen: Seelsorge, Vertretung der Gemeinde und gegebenenfalls auch als treibende Kraft im Fundraising.

Die Konkretion zu diesem ethischen Grund-Satz führt weiter: »*Menschen, die in der Seelsorge tätig sind, bürgen dafür, dass sie ihre Seelsorgeaufgabe – gerade auch in der Begleitung alter oder sterbender Menschen – ohne das Ziel einer Gabe für die Kirche wahrnehmen. Wenn ihr Gegenüber das Thema von sich aus anspricht, machen sie diese Haltung deutlich. Auf dieser Basis können sie dem Anliegen gesondert Raum geben oder an geeignete Dritte verweisen.*«

Solche »geeignete Dritte« könnten der Kirchmeister oder die Kirchmeisterin sein, eine Rechtsanwältin, die mit der Testamentsspendenarbeit der Gemeinde vertraut ist, oder der Fundraisingverantwortliche des Kirchenkreises. Wo Delegation keine Lösung ist, ist Rollenklarheit gefragt, die mit dem gedanklichen Durchspielen einer Situation wie am Beginn dieses Textes beginnen kann: Was wäre ein guter Gesprächsverlauf? Wo möchte ich Grenzen ziehen, und wie mache ich sie meinem Gegenüber auf eine Weise deutlich, die auch Wertschätzung für das entgegengebrachte Vertrauen vermittelt?

Hier ein unverkrampftes und ethisch reflektiertes Verhältnis zu gewinnen – wie ich es als Berufseinsteiger offensichtlich nicht hatte –, kann die Tür zu Begegnungen öffnen, in denen wir Menschen auch bei einem letzten großen Dienst, den sie der Kirchengemeinde erweisen wollen, gut begleiten. Oder aber gerade in dieser Situation den Blick darauf lenken, dass die Aussöhnung mit der Familie und eine entsprechende testamentarische Regelung ein höherer Wert ist als eine noch so willkommene Testamentsspende für die Kirche.

Wenn das Kommunikationskonzept seinen Teil dazu beiträgt, dass wir darüber gelassen und klar reden können, ist ein wichtiges Ziel erreicht. Denn als Kirche bewegen wir uns gerade hier in einem Bereich, für den wir als ganz besonders kompetent angesehen werden: die Grenzen des Lebens und das, was in ihrem Angesicht Hoffnung gibt. Viele Menschen trauen uns hier gute und hilfreiche Worte zu. Und der Auferstehungsglaube schenkt uns dabei tatsächlich noch eine ganz andere Perspektive auf die »letzten Fragen«, die dadurch im guten Sinne zu vorletzten Fragen werden:

»Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.« (Römer 14,8) Das öffnet eine Freiheit, die man uns beim Reden über Testamente abspüren wird – und die den Menschen gut tut, die wir begleiten.

Hansjörg Federmann M. A., 52, ist Pfarrer und Psychologe. Ab 2000 war er Pfarrer in den Kirchengemeinden Amelunxen (Kirchenkreis Paderborn) und Welper-Blankenstein (Kirchenkreis Hattingen-Witten). Seit September 2016 verantwortet er im Landeskirchenamt den Aufgabenbereich Fundraising und Mitarbeiterbindung.

Ethische Standards für kirchliches Fundraising

Was Fundraising für die Kirche bedeutet

Menschen sind von Gott mit reichen Gaben beschenkt. Wer freiwillig gibt, nimmt diese göttliche Bewegung auf. So wird Gutes geschaffen, Mangel ausgeglichen und Segen weitergegeben. Auch das Geben für die Aufgaben der Kirche ist ein Teil dieser Bewegung. Es hat eine lange Tradition, die in Form von Sammlungen und Kollekten schon in der Bibel beschrieben wird – und ist auch heute wichtig und willkommen, damit die Kirche die frohe Botschaft verbreiten, Raum zum Glauben und Hilfe zum Leben geben kann.

Zweck und Ziel des kirchlichen Fundraisings ist die nachhaltige Förderung kirchlicher und diakonischer Arbeit durch freiwillige Unterstützung mit Gaben und mit Engagement. So hat Fundraising zwei Bezugspunkte: Es dient dem Auftrag der Kirche und es stärkt die gute Beziehung zu den Gebenden.

Die folgenden ethischen Grundsätze benennen wesentliche Punkte, auf die sich Unterstützerinnen und Unterstützer verlassen können. Für alle, die in Leitung und Fundraising Verantwortung tragen, sind diese Standards handlungsleitend.

Ethische Grundsätze

1. Wir achten die Menschen.

Wer spendet, stiftet oder vererbt, handelt freiwillig. Wir respektieren uneingeschränkt die freie Wahl und Entscheidung und unterlassen jede Form von Druck. Bei seelsorglichen Gesprächen und Handlungen werben wir nicht aktiv um Gaben. Die Höhe eines Beitrags ist nicht ausschlaggebend für unsere Achtung.

2. Wir informieren und fördern diejenigen, die uns unterstützen.

Wir informieren aktiv über das, was durch Gaben verwirklicht werden konnte. Menschen, die uns durch ihre freiwillige Mitarbeit unterstützen, qualifizieren wir für ihre Aufgabe und respektieren die Grenzen der von ihnen eingesetzten Zeit.

3. Wir wahren die Würde der Begünstigten.

Wir sind dem christlichen Menschenbild verpflichtet, das von der Würde eines jeden Menschen ausgeht. Menschen in Notlagen dürfen nicht für Öffentlichkeitsarbeit oder Werbung instrumentalisiert werden.

4. Wir gehen ehrlich und korrekt mit den anvertrauten Mitteln um.

Spendenzwecke und Stiftungsanliegen werden stets wahrheitsgemäß beschrieben. Gaben werden nur zum vereinbarten oder satzungsgemäßen Zweck verwendet.

5. Wir sind Werten verpflichtet – auch beim Annehmen von Gaben.

Wir sind aufmerksam, von wem und aus welchen Quellen wir Vermögen annehmen. Die Gabe muss in ihrer Art und ihrer Intention zum kirchlichen Auftrag passen. Wir sind frei, eine Gabe anzunehmen oder abzulehnen.

6. Wir setzen die uns anvertrauten Mittel transparent und wirksam ein.

Wir achten auf eine effiziente Verwaltung und Verwendung der Gaben. Buchführung und Rechnungslegung erfolgen ordnungsgemäß und werden unabhängig geprüft. Wir berichten anschaulich über die Verwendung von Gaben und stellen die finanzielle Situation der Kirche transparent dar.

7. Wir wahren die Gesetz- und Rechtmäßigkeit.

Kirchliches Fundraising erfolgt im Rahmen der geltenden staatlichen und kirchlichen Gesetze und Bestimmungen. Es orientiert sich an den Ethikregeln des Deutschen Fundraisingverbandes. Mitgliederdaten werden nur für kirchliche Zwecke und in den Grenzen der datenschutzrechtlichen Bestimmungen genutzt.

Der Kirchentag 2019 in Dortmund

Zehn Fragen an Marit Günther

Seit zwei Jahren sind Sie Landeskirchliche Beauftragte für den Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dortmund 2019. Was hat Sie für diese Aufgabe qualifiziert?

Für die Vorbereitung eines Kirchentags ist es in erster Linie wohl sehr förderlich, eine große Leidenschaft für diese Veranstaltung mitzubringen. 1989 in Berlin war mein erster Kirchentag, und schon da begann ein Traum von mir, in irgendeiner Form mitzuwirken und mitzuhelfen. Das habe ich in vielerlei Hinsicht getan, ob in jungen Jahren mit der Posaune und der Jugendgruppe, später als Ehrenamtliche und Mitwirkende in den Gremien des Kirchentages oder auch im Sondervikariat 2007 in der DEKT-Geschäftsstelle in Köln. Der Kirchentag hat mich immer begleitet und ich auch den Kirchentag. Umso mehr freue ich mich, jetzt ein neues Feld kennenlernen zu dürfen und zwar die Rolle der Gastgeberschaft.

Was genau ist Ihre Aufgabe bei der Vorbereitung des Kirchentages?

Wie in der Gemeinde ist es ein facettenreiches Aufgabengebiet. Am Anfang stand vor allem im Fokus, zwei große Institutionen, nämlich unsere Landeskirche und den Kirchentag, miteinander bekannt zu machen: in Personen, Strukturen und gemeinsamen Denken. Darauf aufbauend war es wichtig zu klären: Was heißt es gastgebende Landeskirche zu sein, und wie können wir beim dem Kirchentag mitwirken, wenn er bei uns in der Region zu Gast ist?

In bin für die Landeskirche die Ansprechpartnerin in Sachen Kirchentag und ebenso für den Kirchentag die Ansprechpartnerin in Sachen Landeskirche.

Je näher wir an den Juni 2019 heranrücken, desto mehr differenziert sich das aber auch aus, und das Feld der westfälische Beteiligten wächst jeden Tag heran. Inhaltliche Punkte, wie die regionalen Projekte »Zentrum Sport« und »Zentrum Wandel«, liegen derzeit viele auf meinem Schreibtisch, aber auch Sitzungen für die Planung des KirchentagsSonntags am 17. Februar 2019, das Feierabendmahl während des Kirchentages sowie alles rund um den Abend der Begegnung strukturieren die Tage. Ebenso gilt es, die Menschen in der Quartierregion gut zu begleiten, denn die machen



Marit Günther

schließlich einen wesentlichen Teil unserer Gastgeberschaft aus, indem sie Schulen betreuen und die Privatquartierkampagne unterstützen.

Welche Erfahrungen aus Ihrer sechsjährigen Zeit als Gemeindepfarrerin in der Dortmunder Georgs-Kirchengemeinde in den Stadtteilen Aplerbeck, Sölde und Sölderholz fließen in Ihre Arbeit ein?

Sehr viel – manches bewusst, manches unbewusst. Die Zeit als Gemeindepfarrerin schult und prägt, ob das die Arbeit mit Ehrenamtlichen ist oder auch der Presbyteriumsvorsitz und die Arbeit in Gremien. Die Flexibilität des

pfarramtlichen Alltags, die Leitungserfahrung und die Arbeit mit den verschiedenen Zielgruppen sind ein großer Erfahrungsschatz. Zudem ist es sehr hilfreich, die Stadt Dortmund, die Gemeinden vor Ort zu kennen und den Kirchentagsmitarbeitenden zu erklären, wie der Menschenschlag hier vor Ort ist, was die Region prägt und was den Leuten am Herzen liegt.

In der Geschäftsstelle des Dortmunder Kirchentages arbeiten noch weitere Personen aus Westfalen. Welche sind das, und was sind deren Aufgaben?

In der Programmabteilung des Kirchentags arbeiten als weitere Westfalen Pfarrerin Gudrun Mawick, Diplom-Forstingenieurin Katja Breyer und Pfarrer Andres M. Kuhn. – Pfarrerin Gudrun Mawick ist für das Regionale gottesdienstliche und geistliche Programm zuständig. Sie betreut und berät die Projekte in Verbindung mit den gastgebenden Kirchengemeinden etwa beim Feierabendmahl, Gottesdienste, Kirchenutzung, Gute-Nacht-Cafés und liturgische Konzepte. – Katja Breyer begleitet organisatorisch jene zwei Programmpunkte, die wir seitens der Landeskirche dem Präsidium des Kirchentags als Regionale Projekte vorgeschlagen haben. Das ist das »Zentrum Wandel« und das »Zentrum Sport«, welche jeweils inhaltlich durch berufene Projektleitungen geplant werden. – Last but not least erarbeitet Pfarrer Andres M. Kuhn zusammen mit dem Regionalen Kulturbeirat unter der Leitung von Landeskirchenrat Dr. Vicco von Bülow ein Kulturprogramm aus Anlass des Kirchentages.



Nun ist der DEKT ja keine Veranstaltung unserer Landeskirche oder der EKD, vielmehr ist er von seinem Ursprung her eine selbständige und unabhängige Laienbewegung. Wie macht sich das in der Arbeit als Hauptamtliche bemerkbar?

Der Deutsche Evangelische Kirchentag ist so alt wie die Bundesrepublik Deutschland. Reinold von Thadden-Trieglaff gründete 1949 mit einigen Freunden diese evangelische Laienbewegung. Sie war damals ein bewusstes Gegenüber zur Amtskirche und schon damals ein großes Forum für die politischen Themen und geistlichen Herausforderungen der Zeit.

Das ist nun fast 70 Jahre her und beide – die Bewegung und die Amtskirche – haben sich in Teilen verändert und voneinander gelernt.

Was uns aber meines Erachtens wesentlich unterscheidet, ist ganz schlicht: das Christsein im Alltag in unseren Gemeinden und das Christsein alle zwei Jahre im Kontext von etwa 2.000 kulturellen, geistlichen und gesellschaftlichen Programmpunkten. Für viele Teilnehmende spielt es eine große Rolle, Kirche in einem anderen Kontext zu erleben und neue Impulse für das eigene Leben und das Christsein im Alltag mitzunehmen. Das eine ergänzt und prägt sozusagen das andere.

Im Wirken und Alltag selbst ist es ehrlich gesagt ähnlich wie man es aus der Gemeindegemeinschaft kennt. Es ist stets wichtig, als Hauptamtliche die Balance der eigenen Arbeit in den Gremien zwischen Vollzeitbeschäftigung und Ehrenamt zu wahren. Aus meiner Sicht darf es kein Ungleichgewicht in Wissen oder Entscheidung geben, »nur« weil die einen Laien sind und die anderen hauptamtlich.

Wer trifft eigentlich die wesentlichen Entscheidungen?

Die wesentlichen Entscheidungen des Kirchentages liegen in der Hand von ehrenamtlichen Gremien, wie dem Präsidium, der Präsidialversammlung oder auch

den Projektleitungsgruppen, die das Programm erstellen. Begleitet werden diese ehrenamtlichen Gremien durch das Kollegium in Fulda. Die organisatorische Umsetzung liegt in der Dortmunder Geschäftsstelle, in welcher der Vorstand eng mit der Stadt Dortmund und den hiesigen Behörden zusammenarbeitet.

Wie stark ist der westfälische Einfluss bei der Vorbereitung?

Dem Kirchentag ist es sehr wichtig, die gastgebende Region und Stadt miteinzubeziehen. Allein deswegen sitzen Präses Annette Kurschus, Vizepräsident Ulf Schlüter, Kirchenrat Dr. Jan-Dirk Döhling und ich als Gäste im Präsidium. Wir haben miteinander beraten, welche Themen zurzeit die Menschen hier bewegen, und wir konnten die oben genannten regionalen Projekte vorschlagen. Zudem gibt es viele Mitwirkungsformate aus unserer Landeskirche im »Zentrum Jugend & Kinder«, ebenso bei den eingereichten Gottesdiensten wie auch bei den kulturellen Veranstaltungen. Last but not least: Am ersten Abend – dem Abend der Begegnung – stellen wir uns als Westfalen in der Stadt Dortmund vor und präsentieren uns mit zwölf Regionen von Tecklenburg bis Siegen und von Bottrop bis Paderborn. Kurz um: Der 37. Deutschen Evangelischen Kirchentag wird eine sehr deutliche westfälische Prägung haben. Im Übrigen: Keinen Kirchentag, den ich bisher erlebt habe, fand ich regional austauschbar. Jeder war deutlich geprägt von der gastgebenden Region.

Bei Vorbereitung von größeren Veranstaltungen läuft nie alles so wie anfangs gedacht. Was hätten Sie sich anders gewünscht?

Da wir noch mitten in den Planungen sind und der Kirchentag noch vor der Tür steht, ist das schwer zu sagen. Mir fällt auf Anheiß nichts ein, und ich hoffe es bleibt auf diesem Weg, und ich hoffe auch, ich muss

zum Schluss nicht sagen, ich hätte mir besseres Wetter gewünscht. Aber wie der Präsident Hans Leyendecker sagt: »Auf Kirchentagen regnet es nicht«. Was für ein Vertrauen.

Welche besonders schönen Erfahrungen haben Sie bisher machen können?

Das Schönste finde ich eigentlich, den Kirchentag ist seiner kompletten Bandbreite kennenzulernen: von der Präsidiumssitzung bis hin zu den regionalen Besuchen in den westfälischen Pfarrkonventen. Von der Suche nach der Losung bis hin zu dem Pfadfinderwochenende. Der Kirchentag hat bis zu 40.000 ehrenamtliche Kräfte, und deren Spektrum finde ich einfach nur beeindruckend. Man kann sich nicht vorstellen, wie viele kompetente Kräfte an den einzelnen Stellen wirken: ob das die Kollegin ist, die in einer Gruppe den Schlussgottesdienst mitvorbereitet oder ob das ein hauptamtlicher Polizist und Pfadfinder ist, der sich extra drei Wochen Urlaub nimmt, um zur Durch-

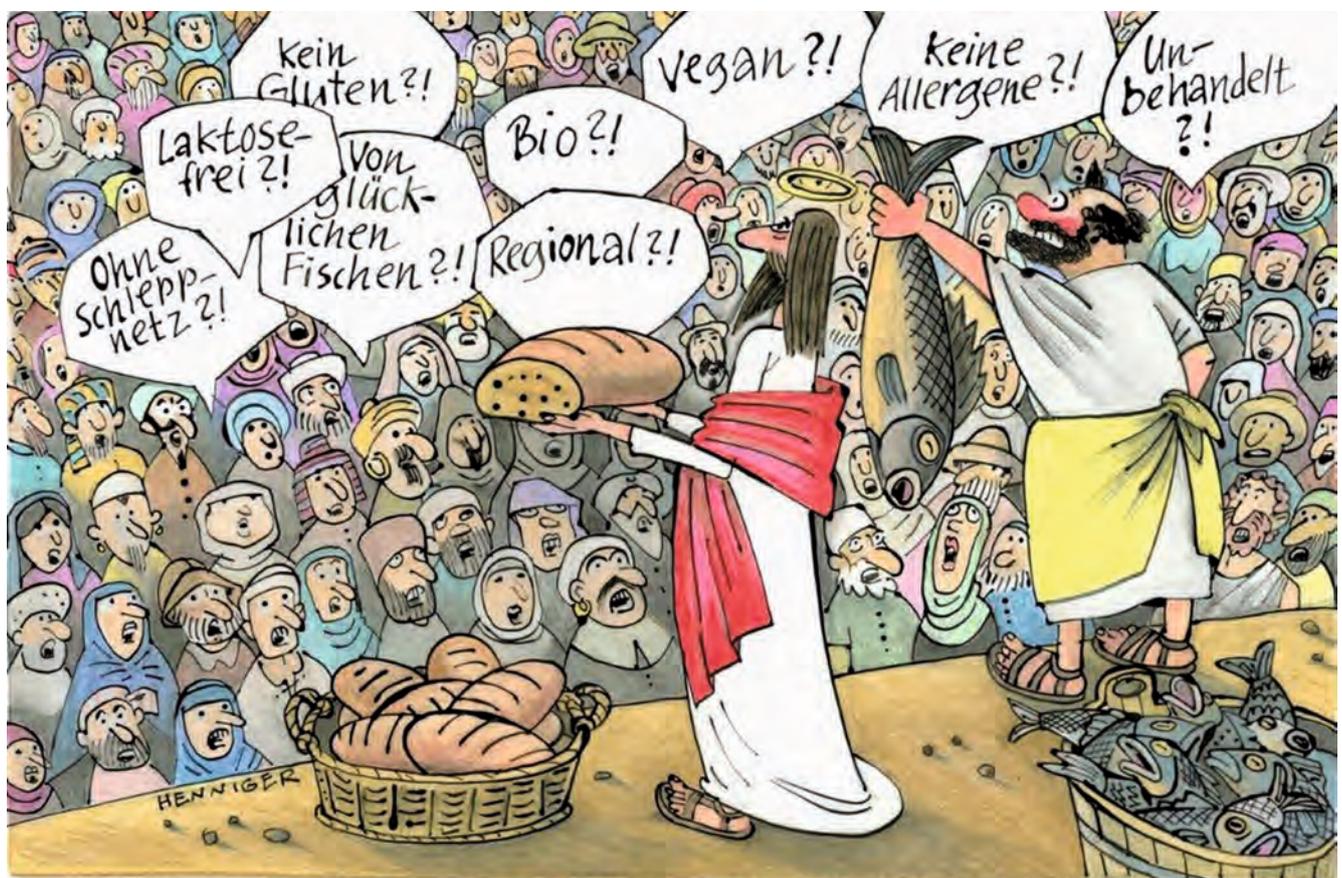
führung im Organisationsbüro die Sicherheitsfragen mitzutragen.

Wenn Sie denn überhaupt Zeit haben, an einzelnen Veranstaltungen teilzunehmen: auf welche freuen Sie sich am meisten?

Auch wenn ich nur wenig Zeit haben werde, einzelne Veranstaltungen länger zu besuchen, so weiß ich, dass ich viel verpassen werde. Zurzeit entsteht das Programm, und wie ein Puzzle setzen sich die 2.000 Veranstaltungen zusammen. Da wird es wirklich viel Schönes und Interessantes geben. Allen voran selbstverständlich auch unsere Regionalen Projekte »Zentrum Wandel« und »Zentrum Sport«. Seien Sie gespannt: am 11. März 2019 wird offiziell unter der Beteiligung der Präses Annette Kurschus das Programm des Kirchentages vorgestellt.

Nun, dann wünschen wir und auch uns einen gelingenden, erfreuenden und ermutigenden Kirchentag.

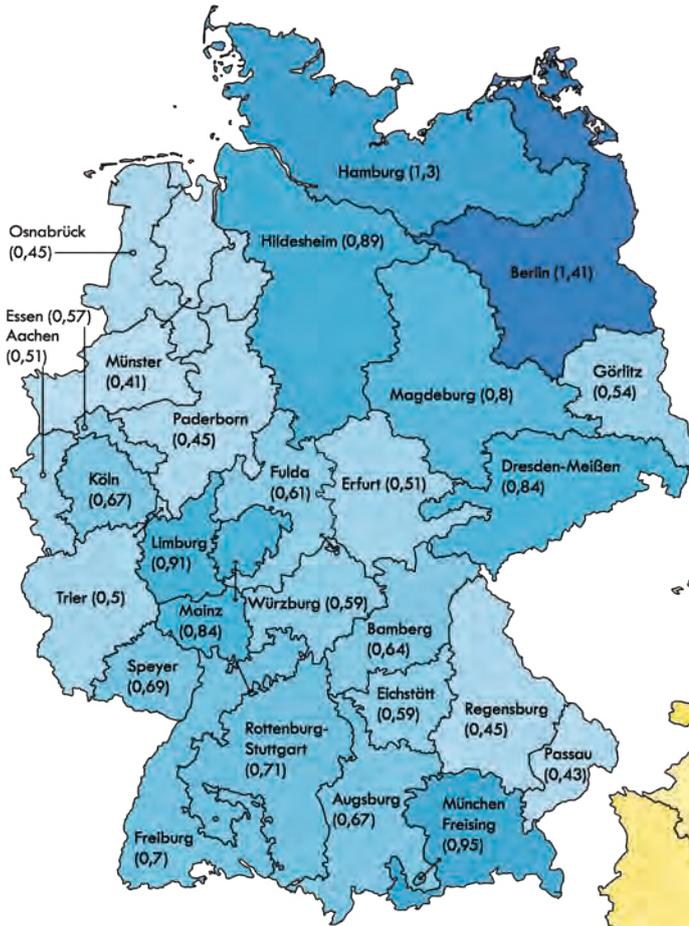
.r.



DIE SPEISUNG DER 5000 - WIE ES WIRKLICH WAR...

© Barbara Henniger

DEUTSCHLANDKARTE



Wie viel Prozent der katholischen und evangelischen Kirchenmitglieder sind pro Jahr ausgetreten – im Durchschnitt der letzten zehn Jahre?



EVANGELISCHE AUSTRITTE
Aufgeteilt nach Landeskirchen

KIRCHENAUSRITTE



KATHOLISCHE AUSTRITTE
Aufgeteilt nach Bistümer



Dem Herrn laufen seine Anhänger davon. Wir zeigen den Anteil der katholischen und evangelischen Christen, die zuletzt pro Jahr aus der Kirche ausgetreten sind. Vor allem der Nordosten, inklusive des bekanntermaßen gottlosen Berlins, kehrt der Kirche den Rücken. Eine Ausnahme im Osten bildet die Evangelische Landeskirche Anhalts. Das Besondere dieser kleinen Landeskirche um Dessau: Hier leben keine Großstädter, die eher zum Austritt neigen. Im Westen ist Westfalen das treue Zentrum beider Konfessionen. Das Bistum Limburg, wo der

Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst 2012 durch Prunk, Verschwendung und Vertuschung derselben auffiel, verlor besonders viele Mitglieder. Bemerkenswert ist, dass das kruzifixfreundliche Bayern kein Land der besonders kirchentreuen Christen mehr ist. Das Bistum München-Freising liegt auf Platz drei der katholischen Austrittsstatistik, die evangelische Austrittsquote in Bayern ist höher als in Hessen oder Sachsen. Die Normalisierung Bayerns schreitet voran, nicht nur am Wahlsonntag, sondern auch an jedem anderen Sonntag.

Illustration Laura Edelbacher

Von Matthias Stolz

Dies ist ein Nachdruck aus ZEITmagazin Nr. 49 vom 29.11.2018, Seite 14. PV-Info dankt für die Erlaubnis dazu dem Zeitverlag Gerd Bucerius.

Quelle: kirchenaustritte.de, Kirchenamt der EKD, Deutsche Bischofskonferenz und eigene Berechnungen

Theologiekalender 2019; Edition Glaubenssachen, Hörstel 2018; 22,95 Euro

Zum vierten Mal nun erscheint dieser sehr schöne von unserem Ruhestandskollegen Professor Dr. Hans-Martin Lübking inhaltlich verantwortete Kalender. Diesmal hat er das Thema »Religion & Literatur«. Sein Aufbau ist zu seinem Markenzeichen geworden, weshalb er unverändert ist. Pro Woche findet sich ein eigenes Blatt mit einem Kalendarium, wobei unter den einzelnen Tagen die Namen von jenen zumeist Schriftstellerinnen und Schriftstellern, aber auch Theologen stehen, die an jenem Tag Geburtstag haben. Jeweils eine einzelne Persönlichkeit ist dann groß abgebildet, ergänzt durch ein für sie typisches Zitat sowie eine knappe biographische Notiz.

Ein Beispiel vom 1. März, Geburtstag von Franz Hohler. Zitat: »Lieber Gott / wir kennen uns leider / nicht persönlich ... / vielleicht hast du / ein paar Sekunden Zeit für mich ...« Und dazu ergänzend: »Der Schweizer Schriftsteller, Kabarettist und Liedermacher Franz Hohler (*1.3.1943) ist ein Meister der hintersinnigen Alltagsgeschichten. Er bezeichnet sich selbst als notorischen ›Weltverbesserer‹, der ›keine Heilserwartungen oder Auferstehungshoffnungen‹ hat. Aber ›die Frage nach Gott, dem Leben und Tod stelle ich mir immer wieder und schreibe auch darüber. Ich bin überzeugt, dass wie häufig einen Gott vermissen. So auch ich.«

Ganz unterschiedliche Stimmen kommen im Laufe eines Jahres zu Wort: glaubende und hoffende, suchende und zweifelnde, skeptische und ablehnende; sie alle regen an zum kurzen Verweilen und Nachdenken.



Der Wandkalender mit einem Format von 24 × 31,5 cm hat festes Papier und Spiralbindung. Er ist zu beziehen über die Agentur Altepost 2015, Telefon 05454/9059581, Mail info@glaubenssachen.de oder über den Buchhandel.

*eau.***Hans-Martin-Lübking: Das Beste im Leben bekommst Du geschenkt. Evangelisch aus guten Gründen; Luther-Verlag, Bielefeld 2018, 104 Seiten; 9,95 Euro**

»Etwas Kurzes und Einfaches« für Wiedereintretende möge er doch schreiben, bat ein ehemaliger Kölner Superintendent in der Wiedereintrittsstelle der dortigen Antoniterkirche den Autor.

Die ersten zwei Drittel des Büchleins stellen zehn Teilschritte des Glaubens vor. Eine grafisch hervorgehobene Grundaussage wird auf einer Doppelseite erläutert. Dann folgen auf jeweils einer Seite ein kurzer korrespondierender Bibeltext, ein illustrierendes Foto sowie ein literarischer Text, die miteinander die Perspektive erweitern.



Das letzte Drittel bietet mit Glaubensbekenntnis, Vaterunser und den Zehn Geboten wichtige christliche Grundtexte. Ein ABC von Kirche und Religion erläutert von Abendmahl bis Trauung siebzehn Begriffe und informiert über neun kirchliche Feiertage.

Diese Glaubensinformation ist zugleich eine Einladung in der Gemeinschaft der Kirche. Ihre ansprechende Gestaltung mit großem Druck erleichtert auch ansonsten eher wenig Lesefreudigen die Lektüre.

eau.



**Versicherer im
Raum der Kirchen**

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge

**Schutz.
Erfahren.**



SONDER. KÜNDIGUNG.

Ist Ihre Kfz-Versicherung teurer geworden?
Bis einen Monat nach Rechnungserhalt
kündigen und zu uns wechseln!

**Mit unserer Autoversicherung Classic sind Sie auf allen Wegen
sicher unterwegs:**

- Niedrige Beiträge
- Öko-Tarif für umweltbewusste Autofahrer
- Faire und schnelle Schadensabwicklung

Sichern Sie sich besondere Beitragsvorteile durch unseren Kombi-Bonus!

Filialdirektion Westfalen
Sedanstraße 9 · 59065 Hamm
Telefon 02381 4360-123
fd-westfalen@vrk.de

Menschen schützen.
Werte bewahren.

Impressum

PV-Info – herausgegeben vom Evangelischen Pfarrverein in Westfalen

Redaktion: Dr. Werner M. Ruschke, Herenfridgäßchen 10, 59494 Soest, werner.ruschke@kk-ekvw.de (presserechtlich verantwortlich)

Layout und Satz: Markus Schmitz, Büro für typographische Dienstleistungen, Altenberge

Druck und Versand: Evangelischer Presseverband für Westfalen und Lippe e. V., Cansteinstr. 1, 33647 Bielefeld

ISSN 2365-0249